Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Band: 49 (1909)

Artikel: Unsere Heimstätten : wie sie waren und wurden : eine baugeschichtliche Skizze

Autor: Schlatter, S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946492

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSERE HEIMSTÄTTEN

WIE SIE WAREN UND WURDEN

EINE BAUGESCHICHTLICHE SKIZZE

VON

S. SCHLATTER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT 4 TAFELN IN FARBENDRUCK UND 29 ILLUSTRATIONEN IM TEXT
NACH ORIGINALZEICHNUNGEN VON S. SCHLATTER.

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1909.

Das rote Haus. S. S.

Nach farbiger Zeichnung von D. E. 1847 in der Stadtbibliothek.

BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE., ST. GALLEN.

STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN

UNSERE HEIMSTÄTTEN
WIE SIE WAREN UND WURDEN

EINE BAUGESCHICHTLICHE SKIZZE

VON

S. SCHLATTER

HERAUSGEGEBEN

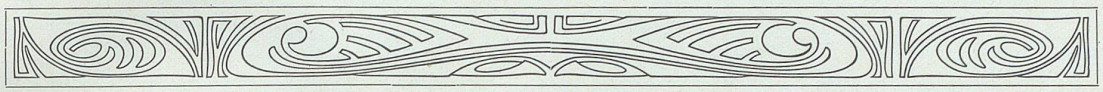
VOM

HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT 4 TAFELN IN FARBENDRUCK UND 29 ILLUSTRATIONEN IM TEXT
NACH ORIGINALZEICHNUNGEN VON S. SCHLATTER.

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1909.

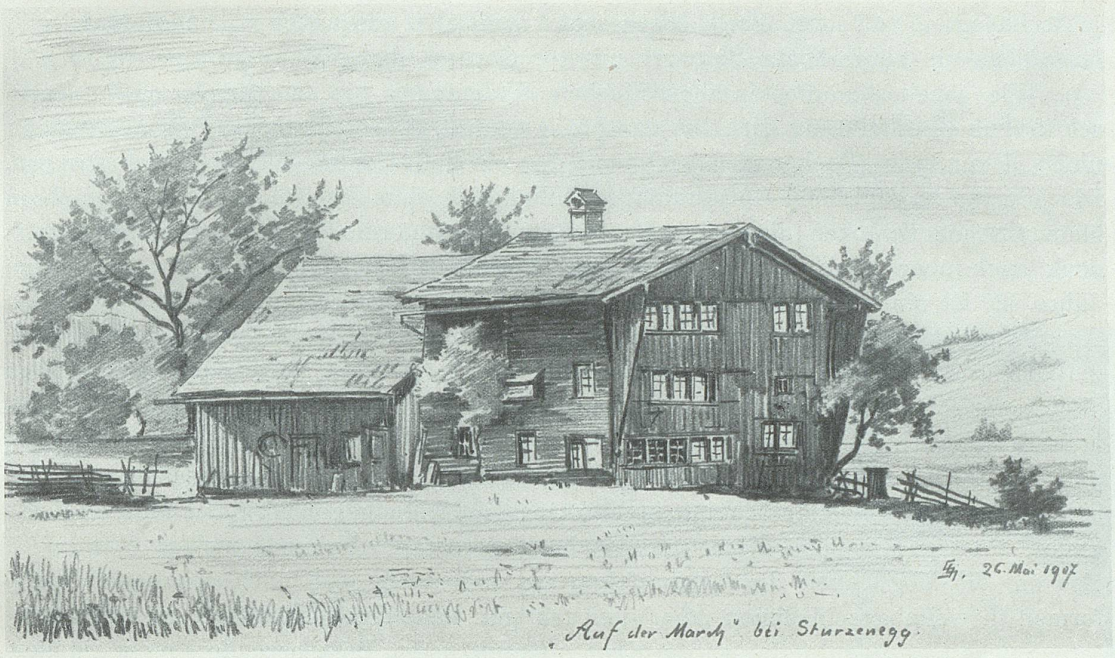
STADTBIBLIOTHEK ST. GALLEN · VADIANA ·



EINLEITUNG.

Wenn heute der Geschichtsfreund eine Fahrt durch das Land macht, so schaut er besonders eifrig hinauf nach den Höhen und Vorsprüngen der Berge. Dort oben ragen ja noch die Trümmer der Schlösser und Burgen, oft nur noch in wenigen, zerbröckelnden Mauerresten, da und dort aber noch besser erhalten als hoher, stolzer Turm, der, wenn auch dach- und fensterlos, doch Kunde gibt von dem glänzenden, wilden, waffentosenden und minnesangfrohen Rittertum alter Zeiten. Oder er wühlt gar im Schweisse seines Angesichts in der schwarzen Ackererde nach den letzten Spuren eines römischen Kastells und freut sich, wenn ihm ein alter Ziegelbrocken den Stempel irgend einer Legion zeigt, die hier mit harter Faust gebaut hat zur gründlichen Unterjochung der umwohnenden Völker. Und doch überkommt sicher keinen von uns das Gefühl des Bedauerns über den Untergang jener Denkmäler und ihrer Zeiten. Man fühlt es wie erfüllte Gerechtigkeit, dass diese Zeugen der Gewaltherrschaft zur „Erinnerung“ geworden sind. Und wo eine Burg etwa noch erhalten geblieben ist in alter, trotziger Pracht, da schaut man zu ihr hinauf mit dem kühlen Gefühl der Bewunderung, wie zu einem Museumsstück, und dem festen Bewusstsein: in unsere Zeit gehörst du nicht, unser Fühlen und Denken ist über dich hinausgewachsen. Mit andern Mitteln gestalten wir die Verhältnisse der Menschen untereinander. Im Frieden und in der gemeinsamen Arbeit aller suchen wir das Wohl und Gedeihen der grossen Menschheitsfamilie.

Der Weg zu den still gewordenen Höhen führt den Wanderer aber durch lebensfrohe Dörfer und vorbei an den Wohnstätten des Volkes. Statt der leeren Mauerhöhlen lachen ihm hier blanke Scheiben mit hellen Vorhängen dahinter und bunten Blumen davor entgegen. Frisches, blühendes Leben umgibt sie, die Zukunft strahlt aus hellen Kinderaugen in die lachende Gegenwart hinein. Und doch liegt ihm hier die Geschichte auf der Strasse, nicht abgestorben für die Zukunft, aber auch nicht völlig zu ergründen in ihrer Vergangenheit. Keine Urkunden zeugen von der Entstehung des Bauernhauses; es war da lange vor der Schrift, es gab der Burg die Form. Als deren Zeit aus war, starb sie ab; das Haus des Volkes blühte weiter und verfolgte seinen Entwicklungsgang. Seine Betrachtung führt uns in die Geschichte hinein, so intensiv und so tief als nur möglich, aber in eine lebendige, immerfort sprudelnde Geschichte.



Altes Appenzeller Tätschhäuschen.

Unsere Heimstätten, wie sie waren und wurden.

I.

Jung sind die Häuser unserer Gegend. Wenige nur können von Geschichte, von Erlebnissen sprechen. Wenn jetzt noch ihr Material fast ausschliesslich das Holz ist, so war dies in früheren, holzreicheren Zeiten in noch stärkerem Masse der Fall, und dem reinen Holzhaus drohten noch mehr Feinde als heutzutage. Wechselvoll, wie das Geschick der Bevölkerung, war auch das ihrer Behausungen. Jeder Krieg räumte mehr oder weniger stark unter ihnen auf; bestand die alte Kriegführung doch zu einem grossen Teil aus Sengen und Brennen auf kurzen, fliegenden Streifzügen weit ins feindliche Gebiet. Was gieng nur während der Appenzellerkriege in Flammen auf! Mit der Burg Klanx begann es, die Glattburg, Eppenberg, Rosenberg folgten; Herisau verbrannten die Städtebündler. Die Appenzeller, die Dienstleute des Stifts, die Konstanzer Söldner, die Österreicher, alles sorgte eifrigst für gründliche Vertilgung jedes menschlichen Bauwerkes weit und breit. Wie mag sich der dicke St. Galler Nebel gerötet haben an jenem Herbsttage 1403, als die Bürger in ihrer Erbitterung über die vielen Belästigungen durch die Appenzeller alle Häuser von Hofstetten bis an die Goldach verbrannten! Dazu kommen die häufigen sonstigen Brände, die kaum eine Ortschaft verschonten, auch die Stadt St. Gallen mehrere Male

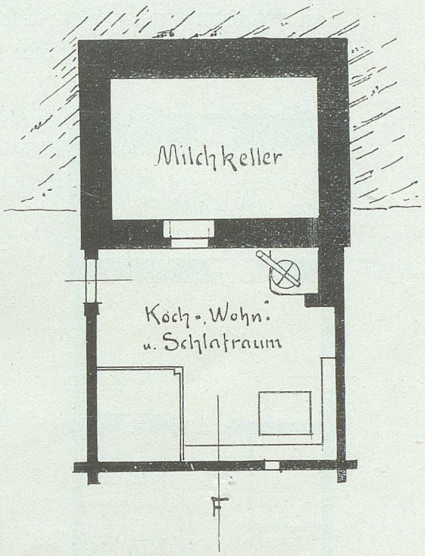
in Asche legten, und sonst allerlei Missgeschick; was alles zusammenwirkend dafür sorgte, dass kaum ein bürgerliches Bauwerk unserer Gegend über 400—500 Jahre alt ist.

Wie sahen die ältesten menschlichen Wohnungen hier zu Lande aus? Keine schriftliche Überlieferung gibt uns darüber Auskunft. Die zahlreichen Urkunden sagen nichts davon, wie „Dach und Gmach“ auf den sie betreffenden Gütern gestaltet waren. Die ältesten st. gallischen Klosteranlagen haben sich ohne Zweifel, wenigstens in ihren ökonomischen Zwecken dienenden Bauten, an die landesübliche Bauweise angelehnt; doch auch über diese wissen wir nichts Greifbares. Der vorhandene Bauriss vom Jahre 820 ist ein Musterplan für ein reiches, bevölkertes Kloster, war aber nicht für die Ausführung bestimmt. Er wird zwar einem italienischen Architekten zugeschrieben; die Grundrisse einzelner Häuser zeigen indessen auffallende Verwandtschaft mit dem alten sächsischen Bauernhause. Das Haus für die vornehmen Gäste z. B. mit seiner Mittelhalle, in der sich der offene Herd befindet, mit den Schlafräumen an den Schmalseiten und den Ställen an den Langseiten, ist eine Bauform, wie sie in niedersächsischen Gebieten fast genau gleich erscheint, in den Alpenländern dagegen nirgends eine Analogie findet. So sagt uns auch diese, sonst so hochinteressante Urkunde nichts. Wir haben also nur die Möglichkeit der Schlussfolgerung, indem wir jetzt noch erhaltenen Hausformen in weltabgeschiedenen, aber den unsrigen naheliegenden Tälern nachgehen.

Solche Gegenden finden wir im Kanton Graubünden. Dort, besonders im originellen, konservativen Prätigau, sind die Lebensbedingungen von frühesten Zeiten her fast bis heute die gleichen geblieben. Erst das Zeitalter der Eisenbahnen hat auch dort etwas andere Verhältnisse geschaffen. Es existieren zwar in der langgezogenen Talschaft wenige sehr alte Häuser; der edle Baldiron räumte gründlich auf. Die ältesten Jahrzahlen, welche ich fand, sind 1562 und 1585 in Klosters-Aeuje, 1580 in Sewis. Vergleicht man aber diese ältesten Häuschen mit den jüngsten, die überhaupt noch in der traditionellen Form entstanden sind, etwa von 1864, so ist kaum eine wesentliche Veränderung wahrzunehmen. Der Typus der Hauseinteilung sowohl als der Konstruktion und der aus beidem organisch erwachsenden künstlerischen Verzierung ist sich im wesentlichen durch die letzten drei Jahrhunderte gleich geblieben. Wie viel mehr ist also anzunehmen, dass das Haus von 1580 auch demjenigen von 1280 sehr ähnlich sehen werde. Dazu kommt, dass sich dort infolge der uralten landwirtschaftlichen Betriebsform, deren verschiedenen Bedürfnissen entsprechend, eine Reihe von Behausungsformen nebeneinander erhalten hat, in der sich gewissermassen die Entwicklungsstadien der menschlichen Wohnung bleibend festgelegt haben. Es muss jedem, der aufmerksam darauf achtet, einleuchten: so muss sich der Gang der Entwicklung gemacht haben.

Hoch oben auf den steilsten, magersten Weiden zieht der Schafhirt seine Bahnen. Anspruchslos wie seine Herde ist er selbst. Sein Hüttchen, aus runden Stämmen „aufgetrölet“ oder aus rohen Steinen primitiv gemauert, mit groben, steinbeschwerten Schindeln gedeckt, enthält einen Raum mit der Liegestatt, gerade gross genug, um die Nacht geschützt und trocken darin zu verbringen. Vor der Hütte ist die aus ein paar Steinen zusammengestellte Feuerstatt zur Aufnahme eines Pfännchens oder Topfes auf frei loderndem Feuerchen. Das ist die primitivste Wohnungsform, wie sie sich der Mensch auf der Hirten- und Jägerstufe erstellt haben mag.

Dann kommt die Sennhütte als ein bedeutender Fortschritt. Der Raum ist grösser, die Feuerstelle hat sich unters Dach geflüchtet. In einer Ecke ist die Steinplatte als erste Herdform, auf der das offene Feuer brennt. Der Rauch zieht sich langsam durch die Ritzen des Schwerdaches und durch die offene Tür. In einer zweiten Ecke findet sich die hölzerne Pritsche, mit Bergheu gefüllt, breit genug, um mehreren müden Naturmenschen als Schlafgelegenheit zu dienen. An der Wand ist die Bank befestigt und davor steht in der dritten Ecke der Tisch, auf den frisch vom Feuer weg das Essen gestellt wird zu frohem Mahl: Milch und Käs, das beste was es gibt! An der Bergseite fügt sich wohl ein halb eingegrabener Kellerraum an, zur Aufbewahrung von Milch, Fleisch und dergleichen. Wenn dieser mit einer Decke aus Balken flach abgedeckt wurde, so entstand darüber noch ein dreieckiger Dachraum mit offener Seite gegen den Wohnraum hin. Mit einer dicken Heulage versehen, mittelst eines Leiterchens ersteigbar, diente dieser Schlupf dem Jungvolk der Familie als Schlafraum.



Sennhüttchen,
einräumiges Wohnhaus.

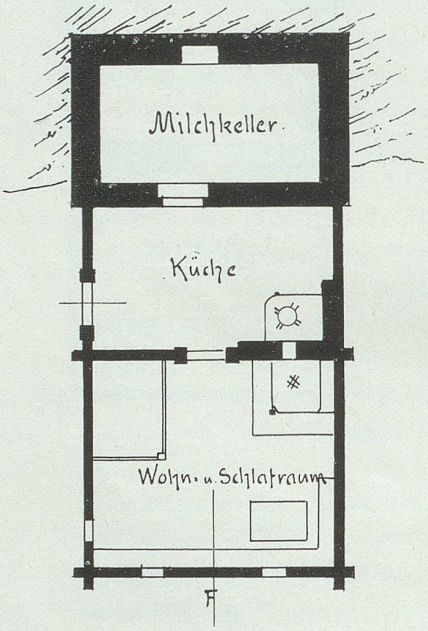
Das ist das Urhaus, das sich lange Zeit erhalten haben mag. Wenn im Hochgebirgswinter draussen der Sturm tobte und die Familie ins Haus bannte, so mag das Leben drinnen nicht immer ganz gemütlich gewesen sein. Auf dem festgestampften Erdboden krabbelten Kinder, Hühner und Hunde herum, auf der Pritsche reckten sich die unbeschäftigten Männer, wenn Krankheit oder gar Wochenbett ihnen diesen Platz nicht streitig machten. Am Feuer sass die Frau, kochend und immer neues, nicht allzu trockenes Holz in die Glut werfend. Deckte der Schnee das Hüttendach und verstopfte alle Ritzen zwischen den Schindeln, so fand der Rauch keinen Abzug und legte sich in dichten, grauen Schichten in den obern Teil des Raumes bis auf die Höhe eines Luftloches über der Türe, so dass die Köpfe der aufrechtstehenden Männer im dichten Qualm verschwanden. Dass diese Leute die sich aufwärts wendende Sonne mit Jubel empfiengen und ihr hellodernde Freudenfeuer entzündeten, wundert uns nicht.

Dieser Zustand muss lange gewährt haben, viele Gegenden Österreichs hatten ihn noch vor hundert Jahren; sogar jetzt ist dort das einräumige Rauchhaus nicht ganz verschwunden.

Eine Erfindung, deren Tragweite wir gar nicht mehr bedenken und ermessen, die aber eine grössere Veränderung der Daseinformen der Menschen und einen mächtigeren Kulturfortschritt brachte als viele Errungenschaften der Neuzeit, grössern Aufschwung bedeutete als die Erfindung der Lokomotive und des Telegraphen, war die Erstellung eines Ofens. Wer der Wohltäter der Menschheit war und wann der lebte, der zum ersten Male das Feuer in einen kleinen Raum bannte und dasselbe umgab mit erwärmungsfähigem, langsam die Wärmestrahlen wieder abgebendem Material, wissen wir nicht. Die Römer wärmten ja ihre Villen und Bäder schon mit ganz komplizierten Heizungsanlagen, der Klosterplan von 820 zeigt ausser den offenen Feuerstellen der

Wohnräume ovale Öfen in den Ecken der Schlafräume, so dass speziellen Heizeinrichtungen ein hohes Alter zukommt; aber ihr Eindringen ins Bauernhaus unserer Gebirgsländer ist noch unerforscht. Offenbar waren es oberdeutsche Gebiete, die zuerst die Ofenstube einführten.[1])

Der erste Ofen war sehr einfach. Eine grosse Steinplatte, der alten Herdplatte entsprechend, wurde in die Mitte des Hausraumes gestellt, ein gewölbeartiger Aufbau aus Steinen und Lehm darüber aufgeführt. Dieser Aufbau erhielt auf einer Seite unten eine grössere Öffnung zum Einschieben des Brennmaterials und oben eine kleine für den Rauchabzug. Vor diesem Bauwerk wurde nun eine Wand quer durchs Haus geführt, mit einer beide Teile verbindenden Türe. Von solchen Öfen zeigt uns das Bündnerland noch sehr altertümlich einfache Formen; auch im Toggenburg ist der „Lehmofen" noch nicht lange verschwunden. Jetzt trennte sich folgerichtig der Wohnraum ab von der Küche; der Tisch, das Bett, das intime Leben der Familie zog sich in den Innenraum hinein, draussen in der Küche blieb die offene Herdstelle. Noch wirbelte der Rauch beider Feuer durch Dachritzen und Türen; aber drinnen entwickelte sich schon eine gewisse Behaglichkeit. Dass das einen grossen Kulturfortschritt bedeutet, verstehen wir leicht. Die Mutter wohnte mit den Kindern in der Stube; dort spielten sich die Familienereignisse ab: das Wochenbett, die Kinderkrankheiten, und draussen im offenen Küchenraum lagerten die Männer mit ihrer Hantierung, ihrem Klappern, Hämmern und Sägen, ihrem harten Gewerbe zu Kriegs- und Friedenszwecken.



Maiensässhüttchen, zweiräumiges Haus.

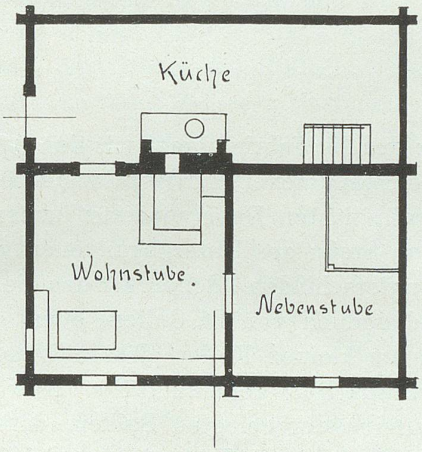
Um die neue, wohlige Wärme besser zusammenzuhalten, legte man über die Stube eine dichte Balkenlage, eine „Tili". Dadurch ergab sich aus der ersten Abtrennung leicht die zweite. Wohl spannte sich noch über der Küche hoch und schwarz das Gebälk des Daches; doch war über der Stube fast von selbst ein Obergemach entstanden, wenn nur die Stubenwand bis unter das Dach hinauf geführt wurde. So gewann man einen Schlafraum, der die ganze Lebenshaltung noch gemütlicher und sittlich höher stehend entwickelte. Diese Formen des Hauses finden wir im Bündnerland typisch und wohl erhalten in den tausenden von Maiensässhüttchen, die so traut und lockend, wetterbraun und sonnenglühend, niederschauen von den grünen Voralpen.

[1]) „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten" (herausgegeben vom Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein, Dresden 1906) sagt darüber: „Über den Zeitpunkt der Entstehung der Ofenstube geben uns die von Oberdeutschen in fernen Ländern gemachten Besiedelungen einige Anhaltspunkte. Danach zu urteilen, haben die Ostfranken bei der Einwanderung nach Niederösterreich im 11. Jahrhundert vielleicht zum grossen Teil, die Siebenbürger Sachsen, zumeist Rheinfranken, im 12. Jahrhundert nur zum geringen Teile, die Ofenstube mitgebracht, während die im 10. Jahrhundert nach Obersteiermark und Kärnten gekommenen Bayern in sehr später Zeit, viele erst in der Gegenwart dazu gelangten."

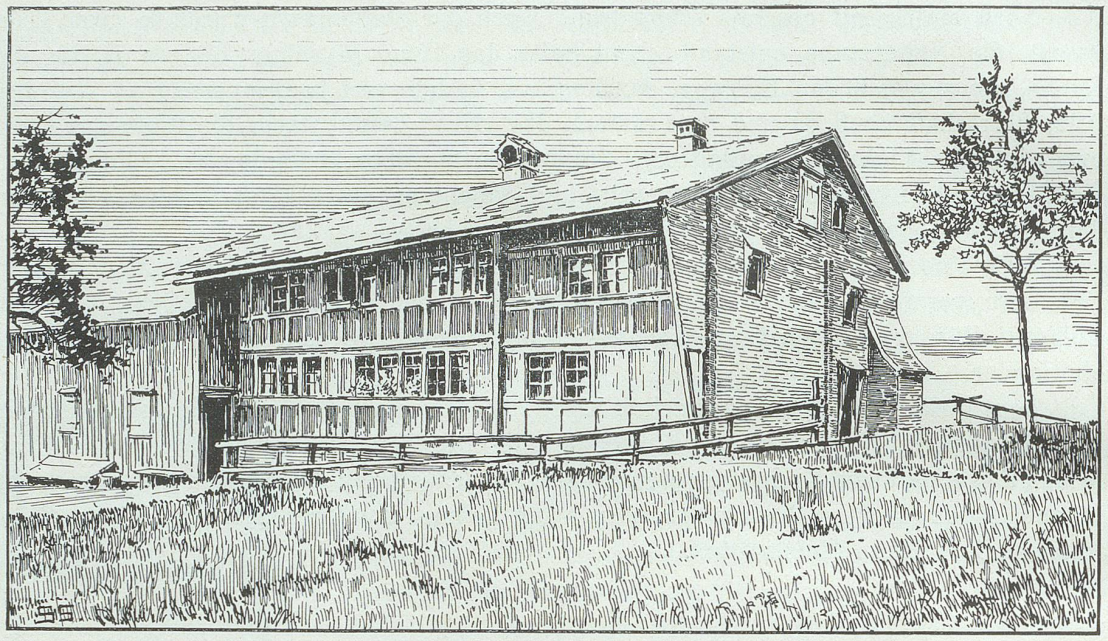
Noch ein Schritt geschah schon früh. Auch der Stubenraum wurde in zwei Teile geteilt, die Nebenstube entstand. Nun hatte das Haus in seiner hintern Hälfte die Küche, die zugleich den Eingang, das Vorhaus, bildete und in Erinnerung an ihre alte Alleinherrschaft noch da und dort einfach das „Hus“ heisst, davor die Wohnstube, die nun zum eigentlichen Aufenthaltsorte der Familie tagsüber geworden ist, während sich die Betten der Eltern in die Nebenstube und diejenigen der übrigen Familienglieder in den oder die obern „Schlafgaden“ zurückgezogen haben.

Immer noch gieng die Küche bis unters Dach hinauf, und den Zugang zu den obern Kammern vermittelte eine steile Leitertreppe und ein brückenartiger Gang vor dem Gelasse. Häuser in dieser Form finden sich heute noch z. B. in den Dörfern des Berner-oberlandes.

So war das Haus unsers deutschen Alpengebietes entstanden, eine der gemütlichsten, wohnlichsten Hausformen, die es überhaupt gab. Der Hausforscher nennt es das alamannische Haus, weil sein Verbreitungsgebiet sich so ziemlich mit demjenigen der Alamannen in den Alpen deckt. Doch wohnen, mit Ausnahme der Engadiner, auch alle Rätoromanen in solchen Heimstätten.



Dreiräumiges Wohnhaus.



Tätschhüsli auf der obern Egg. Trauffront mit später angebauter Scheune.

II.

Da trat zu Anfang des 15. Jahrhunderts mit den Appenzellerkriegen eine Katastrophe ein: die Brandfackel wurde in zahllose Wohnungen geworfen und liess wohl die primitivsten Haustypen für immer untergehen.

Was neu an Stelle des Untergegangenen gebaut wurde, war vorläufig noch nicht viel von diesem unterschieden. Sehen wir uns die Häuser auf appenzellischem Gebiet, also südöstlich und südlich von St. Gallen, etwas näher an. Mauerwerk war möglichst gespart. Auf einem kleinen Keller, dessen Mauern wenig über das Terrain ragten, erhob sich die ganz aus Holz gebaute Hütte. Alle Wände bestanden aus vierkantig behauenen, dicht aufeinander gelegten Balken, deren Enden übereinander vorstehend den nötigen Verband bildeten. Es sind also richtige Blockhäuser, „gestrickt" nennt der Ostschweizer, „gewettet" der Urschweizer diese Bauart. Die Fugen sind mit Moos gedichtet. Die Böden bestehen aus dicken Dielen, früher sogar aus halben Stämmen, und bilden zugleich die Decke des untern Raumes. In den grössern Räumen verstärkt sie ein einziger Unterzug. Die Fenster sind noch sehr klein, in der Stube in Reihen angeordnet, mit in Blei gefassten Rundscheibchen und einem äussern Zugladen verschlossen. Schlafkammern, besonders im Oberstock, haben nur ganz kleine Luftlöcher, mit einem hölzernen Schieber verschliessbar. Das Dach ist sehr flach und mit langen, dicken Schindeln lose eingedeckt, die mit Steinen beschwert sind.[1]) Die jetzt allgemein

[1]) Vadian, Deutsche historische Schriften, Band III, Seite 221: „1480. Ain merklich pfön mittwoch vor Thomae in der nacht, ob dem vil hüser in aller landschaft entteckt und an staintachen, be-

übliche Orientierung des Hauses nach der Sonne wurde noch lange nicht angewendet. Noch schauen die Giebelseite und die Stubenfenster nach ganz willkürlich gewählter Seite. Alle Räume sind noch klein, so niedrig, dass ein grosser Mann kaum aufrecht stehen kann, und sehr dunkel. Die Häuser machen deshalb einen sehr kleinen, gedrückten Eindruck. Nicht umsonst nennt der im Ausdruck immer treffende appenzellische Volksmund die noch Vorhandenen „Tätschhüser". Auch die Bezeichnung „Heidenhäuser" wird noch gebraucht, in volkstümlicher Überschätzung des Alters solcher vaterländischen Baudenkmäler. Die Scheune ist noch nicht ans Haus angebaut, sondern freistehend in irgend einer ganz zufälligen Stellung errichtet.

Von Johann Caspar Zellweger von Trogen, dem Verfasser der Geschichte des appenzellischen Volkes, befindet sich in den Händen seiner Nachkommen ein grosses Buch, in das er handschriftlich allerlei Notizen über appenzellische Begebenheiten, sowie Inschriften, Wappen, Ansichten sammelte. Darin finden sich auch einige Abbildungen von Häusern aus verschiedenen Zeiten, die von Fitzi in Teufen gezeichnet sind. Zu einem solchen Bilde schreibt Zellweger im Oktober 1819 u. a. folgendes:

„Dieses uralte, in Niederteuffen gelegene Haus, das Badtenhaus genannt[1]), ist sammt dem Stadel 72 Schuh lang, etwa 30 Schuh breit und 20 Schuh hoch. Vom Eingang des Hauses kommt man in die Küche und von der kann man in die grosse und kleine Stube. Erstere ist 17½ Schuh lang und ebenso breit und 6½ Schuh hoch. Die Stubentür hat Behenke und Falle und ist 5 Zoll dick. Die kleine Stube ist nur 9 Schuh lang und ebenso breit und 6½ Schuh hoch. Der Ofen darin ist sehr gross im Verhältniss der Grösse der Stube, er hat 15 Schuh im Umfang und ist nur 5½ Schuh weit von den Fenstern entfernt. Beide Stuben haben sonst nichts Auffallendes. Die Küche ist gross und hat das Auffallende, dass man frei bis unter das Dach hinauf sieht und kein Kamin vorhanden ist, sondern nur eine „Gugere", durch die der Rauch hinaus geht. Dann ist eine 9 Stuffen lange Treppe, die Stuffen sind dreieckige, plumpe, abgenutzte Hölzer und auf 3 gar nicht aneinander passende Dill genagelt. Zu oberst der Treppe kehrt man um und kommt auf einem über den zur grossen Stube gehörigen Herd befindlichen, wankenden Steg in ein sehr kleines Zimmerchen; die „Selle" beim Eingang dieses Kämmerchens ist beinahe 2 Schuh hoch und die 4 Zoll dicke Tür schliesst man mit einem grossen plumpen Schieber. Von der Küche kommt man in den Stadel zu einer Türe hinaus, die nur 3 Schuh hoch ist. Aller Zimmer Länge ist wie die Breite, bei einer Höhe von 6½ Schuh, und etliche haben statt Fenstern wohl nur einen Schuh hohe und breite viereckige Löcher ohne Läden. Die Türen sind alle 4—5 Zoll dick und ausser den zwo Stubentüren mit von der Tür vorgehenden hölzernen Zäpfen statt Behenke und mit grob gearbeiteten Schiebern statt Schlössern versehen. Der Stubenboden ist so abgenutzt, dass zwischen jedem Dill die hölzernen Nägel theils zu sehen, theils herausgefallen sind. Von der grössern Stube gelangt man durch eine Falle in den grössern Keller."

sonder im land Appenzell, und an holz und wald grossen schaden namend. Appenzell hett leichter 10 tusend guldin geben."

[1]) Das Badtenhaus, auf der Siegfriedkarte Battenhaus, liegt an der neuen Strasse zwischen Lustmühle und Gmünden. Das jetzige Haus ist neuerer Form.

Weiter bemerkt er, dass die Stube gegen Südwesten, nicht wie sonst heutzutage gegen Südosten liege, und es scheine ihm ein uraltes, von den ältesten Häusern zu sein.

Wir haben hier also noch die „Rauchküche“, die kaminlose, bis unter das Dach gehende, in ursprünglicher Form, jedenfalls in ihrem letzten Exemplar. Jetzt ist sie weit und breit längst verschwunden; ein paar Häusernamen erhalten noch die Erinnerung daran und leisten zugleich den Beweis, dass sie den Zeitgenossen schon als etwas Merkwürdiges vorkam. So heisst ein Haus auf Mühlegg zur Ruesstili, ein anderes auf Unter-Stuhlegg das schwarze Hüsli; vielleicht hat auch die schwarze Kappe (jetzt Ruhberg beim Nest) den Namen daher.

Dagegen sind andere hier geschilderte Einzelheiten noch da und dort zu finden, so die dicken Türen, die nicht aus gesägten Brettern, sondern, wie die Strickwände, aus beschlagenem Bauholz hergestellt und mit Holznägeln (Dübeln) verbunden sind. Eine solche, später auf die halbe Dicke abgeschaffte Türe fand ich kürzlich in einem Häuschen in der mittleren Zelg (Teufen). Besonders charakteristisch für die ältere Bauart ist auch die ausserordentlich sparsame Verwendung des Eisens. Türen ohne „Behenke“, die sich um hölzerne Zapfen drehen und mit hölzernem Riegel oder hölzerner Falle geschlossen werden, Holznägel zur Befestigung der Bretterschirme, mit denen die Westseiten der Häuser zum besseren Schutz gegen Wind und Wetter bekleidet sind, und besonders das nagellose Schindeldach zeugen von dieser Sparsamkeit. Das Eisen war eben in jenen Zeiten ein ungleich selteneres Metall als heute im Zeichen des Weltverkehrs. Wie wertvoll es den Alten erschien, zeigt eine Nachricht aus dem Rorschacher Klosterhandel. Als die Eidgenossen am 16. Hornung des Jahres 1490 die Einschliessung der Stadt St. Gallen aufhoben und den Rückmarsch antraten, führten sie eine grosse Menge Nägel aus den Wänden, Schlösser, Türbeschläge, Fensterblei und Hausgeräte, was sie alles den Gotteshausleuten abgenommen hatten, mit sich fort.[1]) Und im Schwabenkriege 1499 litt die Schweiz besonders Mangel an Eisen, Salz und Korn.

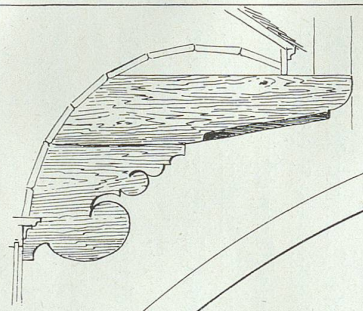
Dieses Fehlen des festesten Verbindungsmittels, im Verein mit der Kleinheit der meisten Hütten, machte es möglich, dass das Haus im allgemeinen sehr leicht abzubrechen und an anderer Stelle wieder aufzustellen war; es gehörte fast zur fahrenden Habe. So wurde 1596 am 8. Brachmonat zwischen dem Abt von St. Gallen und Appenzell eine Übereinkunft abgeschlossen über Erbrecht, Bestrafung von Freveln und dergleichen. Beim Verkaufe fahrender Habe sollte das Zugrecht aufhören; wenn aber ein hölzernes Haus verkauft würde, durften die Bewohner der betreffenden Gemeinde es innert Monatsfrist an sich ziehen, — also einen „Export“ verhindern.[2])

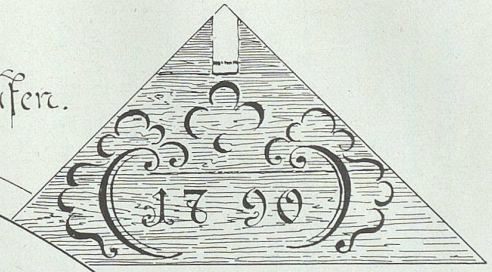
Eine andere äbtische Verordnung, die Holzordnung im Steinegger Wald (westlich Speicher, auf Tablater Gebiet), vom Jahre 1592 setzt das Recht des Holzbezuges von 14 Gütern „zu gezimbrinen, ze tecken, ze brennen und ze zünen“ fest. Darin heisst es als Art. 9: „Item die vierzechen heüser sampt iren stedlen und spycheren sollend in ehren erhalten werden; man soll aber dero kains mehr, wie bishero beschechen, ab der hofstat verkaufen ohne sondere bewilligung aines gnedigen herren und dann andere

[1]) Vadian, Deutsche historische Schriften II, 360.

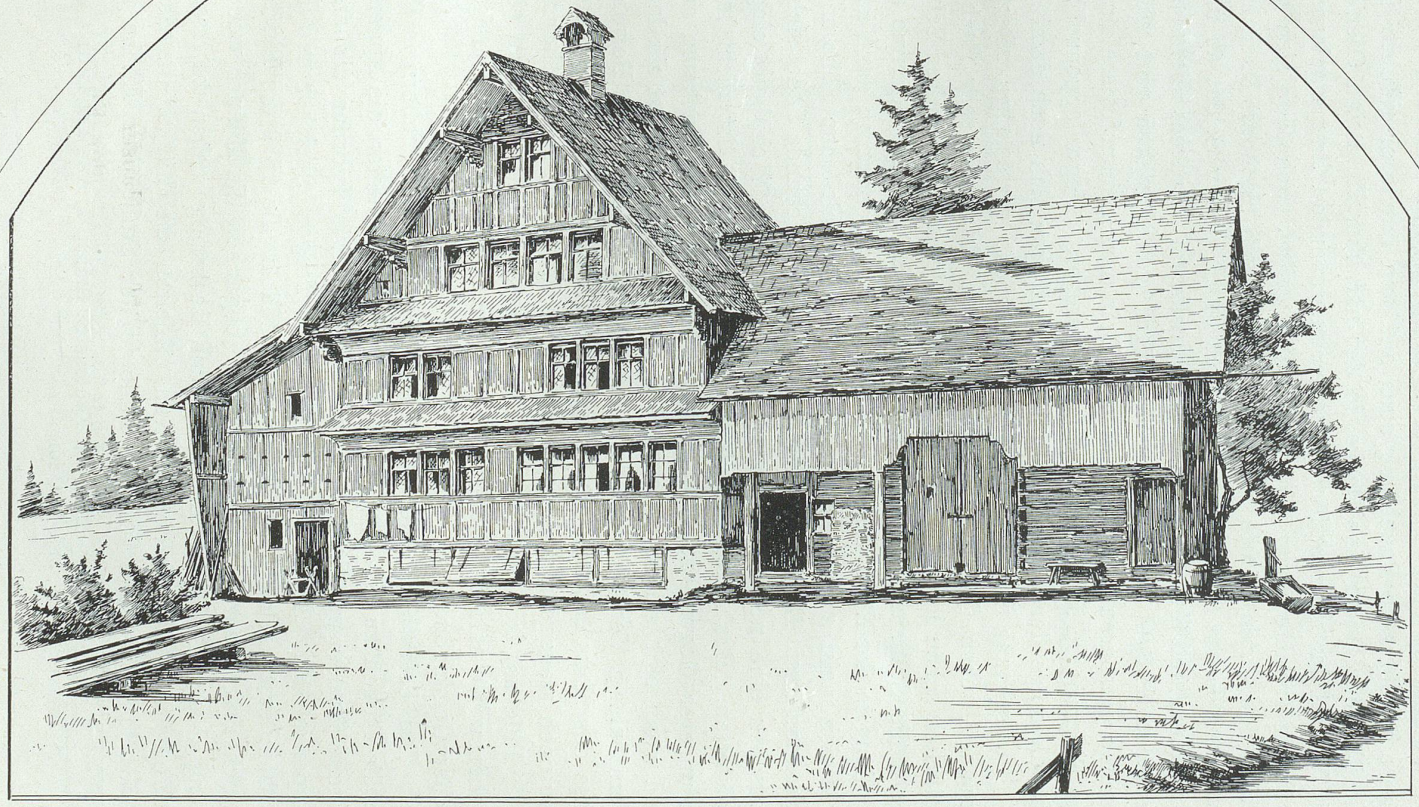
[2]) J. C. Zellweger, Geschichte des appenzellischen Volkes, IV, 127.

Haus zur Schwantlen
Niederteufen.





Giebelfeld.



1688

Jahrzahl an der Scheune

Aufgenommen am Landsgemeinde-Tag 1897.

S.

wellen bawen kainswegs; sonder welicher ain haus, stadel oder speycher verkauft, das soll auf der hofstat pleiben und der verkeüfer weiter kain gerechtigkeit da haben".[1])

Bei der alten Bedachung und beim Fehlen eines Kamins hatte der Abbruch und die Versetzung eines Hauses keine Schwierigkeit. Allmälig wurde aber der im Stadthause angebrachte Rauchfang auch auf dem Lande eingeführt. Die Küche erhielt wie die übrigen Räume eine Decke, in der nur über Herd und Ofenwand eine grosse, fast ein Viertel der ganzen Küchendecke einnehmende Öffnung gelassen wurde. Über dieser Öffnung errichtete man ein nach unten weites, nach oben sich stark verengendes Geflecht aus Ruten, führte es als engen Schlauch bis übers Dach hinaus und verstrich es dann mit Lehm. Nun zog der Rauch durch diesen Schlot ab und erfüllte nicht mehr Dachraum und Kammern, alles mit schwarzem Glanzruss überziehend. Ein paar durchgesteckte Prügel dienten zum Einhängen von Schinken und Würsten. Solche Rutenkamine existieren noch viele, eines z. B. in dem kleinen Tätschhäuschen „auf der March" bei Sturzenegg, südöstlich des Gübsenweihers. Sogar appenzellische Feuerordnungen, wie diejenige der Gemeinde Stein, beschäftigen sich noch damit.

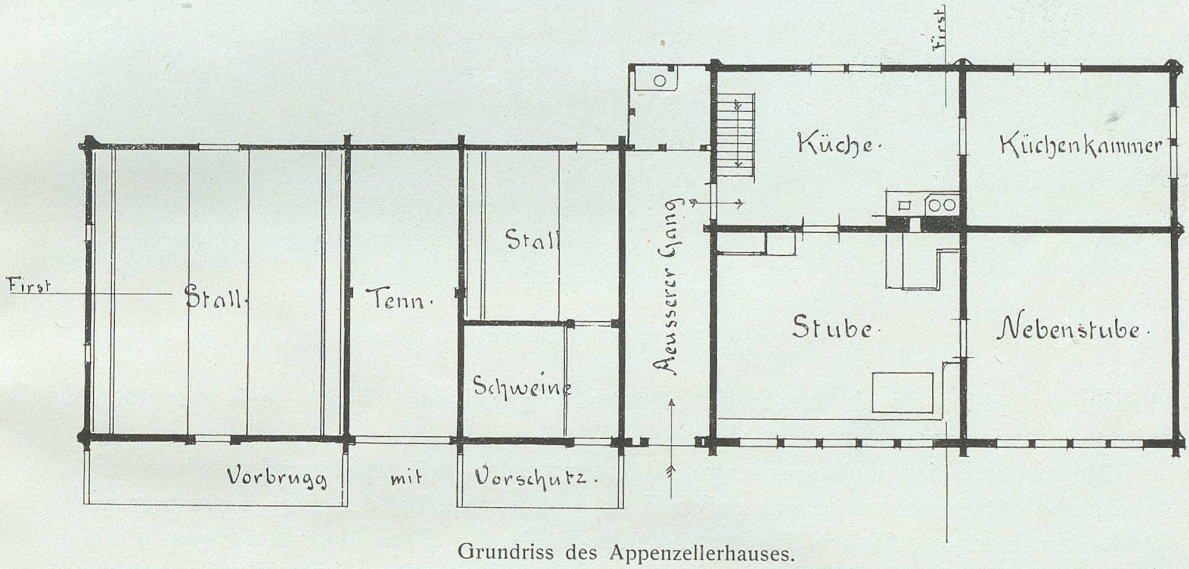
Überhaupt finden sich noch viele solche urwüchsige, altertümliche Häuschen im appenzellischen Gebiet. Sie sind klein, niedrig, mit sehr flacher Dachneigung, jetzt natürlich schon lange mit einem Dach aus feinen, genagelten Schindeln gedeckt, haben meist die Stubenfenster noch auf der Traufseite. Die Scheune steht frei in zufälliger Stellung in der Nähe des Hauses. Wenn sie angebaut ist, dann ist sie jüngeren Datums, was sich meist schon von weitem an der verschiedenen Höhe und Steigung des Daches erkennen lässt. Das unserer Stadt am nächsten liegende findet sich mitten in einer Reihe, zwischen eine neuere Scheune und ein späteres Wohnhaus eingeklemmt, auf Hinterhofstetten. Das Alter des einzelnen zu bestimmen, ist nicht leicht. Jahrzahlen sind in unserer Gegend selten, während sie in Graubünden kaum an einem Hause fehlen, und wenn eine solche etwa am Giebel angebracht war, ist sie durch spätere Umbauten, Verschalung, Vertäferung oder Schindelung verdeckt. Die Bewohner selbst wissen nur, dass das Haus „schuuli alt, mengs hondert Johr alt" sei. Jedenfalls wird kaum eines der noch stehenden weiter als bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichen.

Bald zog nun ein neues Element ins appenzellische Land ein, das rasch die ganze Lebensweise seiner Bevölkerung scharf unterschied von derjenigen anderer, rein ländlicher Gegenden.

Der Leinwandhandel St. Gallens begann den Nachbarn in ihrem kargen Bergland in die Augen zu stechen. Nach Zellweger errichteten die Appenzeller anno 1537 zwei eigene Handelsgesellschaften und hielten Mitte Februar die erste Leinwandschau in Appenzell ab. „In dieser Zeit wurde in Trogen, Speicher und Teufen noch nicht gewoben; erst nach der Stockung des Handels, die 1572 die Bartholomäusnacht und die gleichzeitige Teurung hervorbrachten, begannen die Männer weben zu lernen. In Wald fieng Georg Schläpfer an, auf eigene Rechnung weben zu lassen. Jetzt wurden die Webkeller eingerichtet."[2]) Nun erhielten die Häuser die tiefliegende Fensterreihe unter den Stubenfenstern, die Falle in der Stube oder Küche führte in den beinahe

[1]) M. Gmür, Rechtsquellen des Kantons St. Gallen, I, Alte Landschaft, S. 237.
[2]) Zellweger, IV, 397, 399, 401.

wichtigsten Raum hinunter. Hausindustrie zog ein. Der Bauersmann wurde zugleich Industriemann. Unten im Keller klappert nun in jeder von der Landwirtschaft nicht beanspruchten Stunde der Webstuhl, mit weissem Leinenfaden, später mit Baumwolle und Seide bespannt. Und oben in der Stube surrten Spinn- und Spulrad, von fleissigen Frauen- und Töchterhänden getrieben, zur Mehrung des Gewinns. Das gewöhnte den Landmann an den Aufenthalt im Hause und an rationelle Zeitausnützung. Rasch zeigt sich das an der Einrichtung des Hauses. Der tiefliegende Webkeller braucht das beste Licht für die feine Arbeit. Das Haus orientiert sich deshalb nach der Mittagsonne mit seiner das meiste Licht fassenden, also der Giebelseite, in fester, fast ausnahmsloser Regel. Der Stall, der bisher in einiger Entfernung gestanden, rückt enge ans Haus, ja wird mit diesem durch einen Gang verbunden. Die früher offen vor Stall und Tenntüren liegende „Vorbrugg“ wird geschlossen. Es vereint sich Stall und Haus zu einem



Grundriss des Appenzellerhauses.

geschützten, wohl eingewandeten Ganzen. So gieng der Weg trockenen Fusses und Hauptes von der Stube zum Webstuhl und von diesem zum Stall, ohne Zeitverlust, ohne dass Schuh und „Hääß“ gewechselt werden mussten.

Durch dieses Zusammenrücken entstand ein neuer Raum, der Hausgang, der sich zwischenhinein legte und den Zugang zur Küche einerseits und zur Vorbrugg des Stalles anderseits vermittelte. Bautechnisch interessant ist die Erscheinung, dass sich diese neuen Bauteile, Hausgang und Gang vor dem Stalle, immer noch dadurch als sekundäre Anhängsel charakterisieren, dass ihre Wände nicht in festem Strickwerk, sondern nur in leichter Bretterverschalung ausgeführt sind. Es trifft das auch bei den Häusern zu, die in späterer Zeit vollständig neu erstellt wurden.

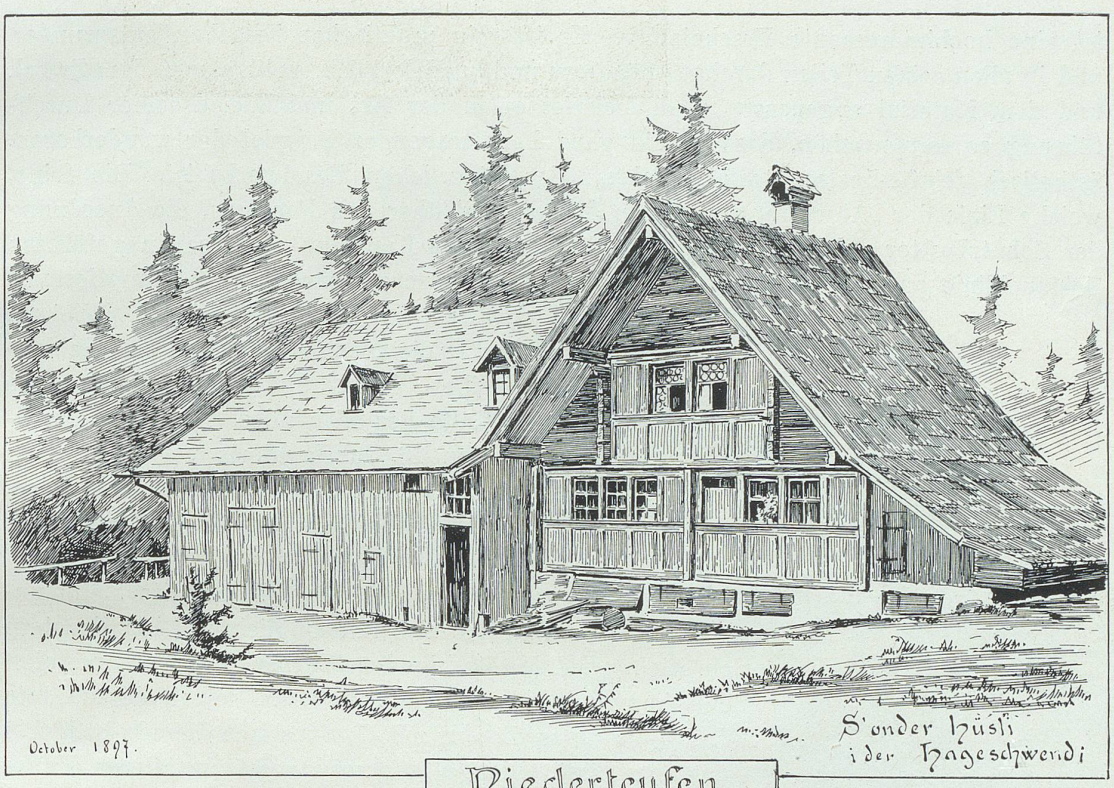
Die Orientierung des Hauses brachte es mit sich, dass sein First von jetzt an rechtwinklig zu dem des Stalles steht, mit diesem ein —| bildend. In dieser Form lagern unsere trauten hölzernen Giebelhäuser rund um die Höhen her, aus ihren langen blanken Fensterreihen frohmütig die Sonne und die Zinnen des Alpstein grüssend.

In der Lenggeren, Weitenau.

Allerdings machten sie bis zum heute allgemein zu findenden Typus noch eine Reihe weiterer Entwicklungsstufen durch.

Die bisher meist noch sehr engen Räume wurden grösser, besonders Stube und Nebenstube. Dadurch wurde das ganze Haus breiter, was bei der alten Einteilung mit der die ganze hintere Haushälfte ausfüllenden Küche für diese übermässig grosse Abmessungen mit sich gebracht hätte. So wurde ein hinterer Raum, das Küchenstübli, von ihr abgetrennt, das als Vorrats-, Schlaf- oder auch als Esszimmer dient. Hie und da wurde der Küche auch ein innerer Gang abgewonnen, der den Zugang zur Wohnstube und die Treppe zu den oberen Räumen enthält, so dass nicht mehr jeder Besucher die Küche zu betreten hat.

Mit dem durch die Industrie geschaffenen Nebenverdienst, der bald für viele zum Hauptverdienst wurde, ergab sich die Möglichkeit und deshalb bald die Tatsache einer viel dichteren Bevölkerung des Landes. Die vorhandenen, ohnedies nicht grossen Waldbestände mussten für die Bedürfnisse einer grössern Menschenmenge „zu gezimbrinen, ze teken, ze brennen und ze zünen“ ausreichen. Es empfahl sich also gebieterisch eine grössere Sparsamkeit im Holzverbrauch. Am meisten Holz frass aber das alte „Schwerdach“ (Landendach), mit seinen ca. 80 cm langen, 20 cm breiten und sehr dicken Schindeln, zu denen zugleich die schönsten, astlosesten Stammteile verwendet werden mussten. Es zog deshalb das „Nageldach“ ein, das wir heute noch auf vielen einzelstehenden Gebäuden sehen: kleine, feingespaltene Schindeln, jede mit einem eisernen



Niederteufen.

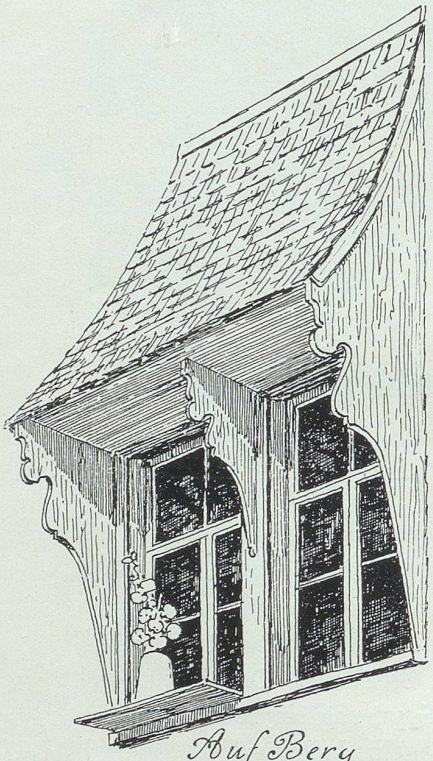
Nagel, in dichter Lage auf die Lattung befestigt. Diese rutschen nicht mehr ab und fliegen nicht mehr einzeln mit dem Winde fort. Das Dach wird also vorteilhaft steiler gebaut, um das Wasser zu raschem Abflusse zu zwingen. An Stelle der alten, sehr flachen „Dachrösche“ tritt das ungefähr unter 45° geneigte Steildach. Da sich diese Neuerung natürlich nur am „neuerschifteten“ Bau anbringen liess, zog sie sehr langsam ein, neben obrigkeitlichen Versuchen zur Einführung der Ziegelbedachung.

Nach dem Brande von Appenzell am 18. März 1560 wurde vom Rat eine Ziegelhütte daselbst eingerichtet und dazu ein Ziegler von Zürich verschrieben, der freie Wohnung und Heizung, Ton, Holz und Kalksteine unentgeltlich erhielt[1]). Seine Kundschaft wird sich aber auf den Flecken selbst und ein paar Herrenhäuser beschränkt haben. Die wenigen im Appenzellerlande zu findenden Jahrzahlen zeigen, dass 1648 (hinterer Stalden, Teufen), 1657 (Haslen) noch flach gedeckt wurde. Schon das reich gemalte Haus bei der Kaserne Herisau von 1666, das „Kühnishaus“ 1667, die Scheune am Hause zur „Schwantlen“ 1688 (beide Niederteufen), haben das steile Nageldach. Das 17. Jahrhundert scheint also die Zeit der Einführung desselben zu sein.

Wohl gleichzeitig begann man auch die bisher zum bessern Schutz gegen das Wetter mit Brettern verkleideten West- und Nordseiten der Häuser in gleicher Weise mit Schindeln zu „schirmen“. Dieser der Ostschweiz eigentümliche Schindelschirm

[1]) Zellweger, III, 424.

ist eine hochinteressante Erscheinung. Er ist rein praktischen Zwecken entsprungen und in allen seinen Teilen durchaus nüchtern und handwerklich, vollkommen dem Zweck und dem Material angepasst. Und doch ist er in der Art und Weise seiner Durchführung so formenschön, dass er ein ganz hervorragendes Beispiel der wunderbaren, ästhetisch feinfühligsten Gestaltungskraft des bäuerlichen Handwerks ist. Die feine, weiche Linie der „Abwürfe“ am untern Anfang und über den Fenstern, die Anordnung der Schutzbretter neben den letzteren, deren äussere Kante zu einer schön geführten Schmucklinie ausgeschweift ist, die gewandartige Anschmiegung an alle Hauptformen, alles das ist „Volkskunst“ im besten Sinne. Wie ein warmer Mantel schützt er die Westseite gegen Sturm, Schlagregen und Schneetreiben, Nord- und Ostseite gegen die scharf eindringende Kälte des Biswindes. Die Reiseschriftsteller des ausgehenden 18. Jahrhunderts vergleichen ihn gerne mit einem Schuppenpanzer, wozu auch die feine, silbergrau schimmernde Farbe beiträgt, die er am Wetter bald annimmt.

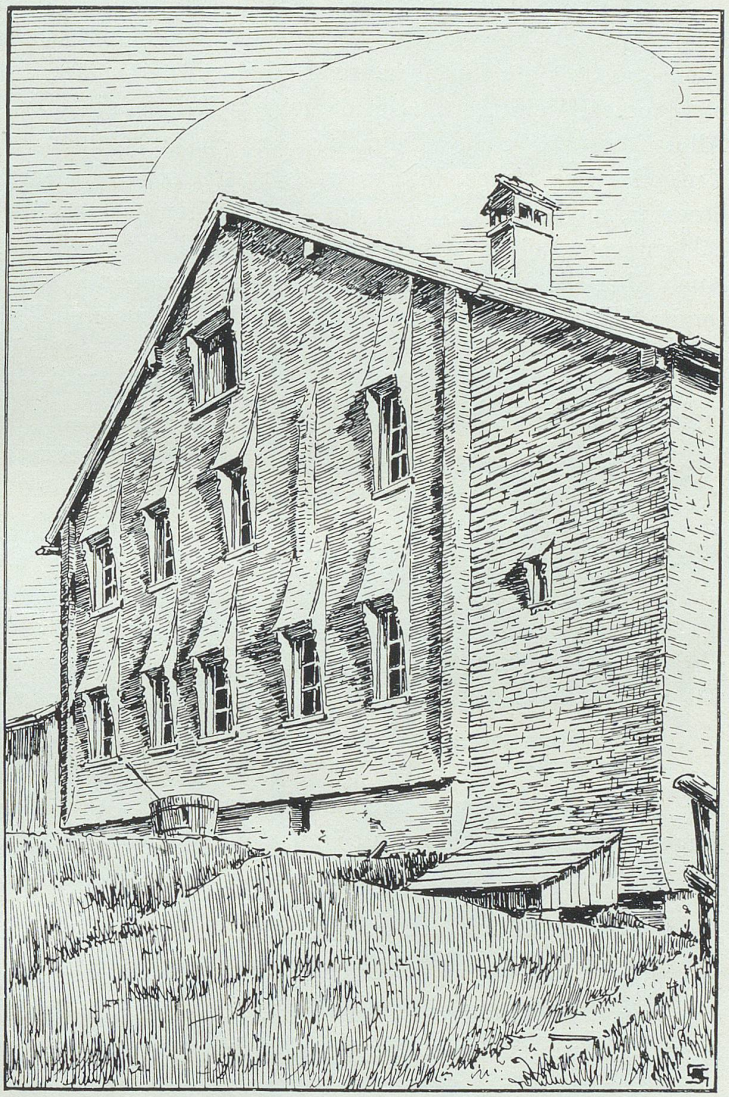


Auf Berg
Niederteufen

Nur die sonnenwärts gewendete Giebelseite bleibt unverschindelt und öffnet sich mit möglichst vielen Fenstern dem Lichte und der strahlenden Wärme. Das Haus gemahnt mich immer an den Appenzellermann selbst, dessen rote Weste gerade so die nur mit dem weissen Hemde bedeckte Brust frei lässt. Diese Vorderseite zeigt am älteren Hause noch grössern Teiles die sauber bearbeitete Strickwand, oft mit kleinen feinen Würfel- oder Konsolenfrieschen geschmückt. Nur unter den Fensterwagen deckt eine Täferung die Zugladen, so dass die ganze Fensterreihe mit dieser Brüstung und einer zierlichen Verdachung zusammen eine einheitliche Partie bildet. Seitlich klingt sie in ein schön ausgeschweiftes Zierbrett aus. Später erst wird dann häufig die ganze Front vertäfert, in gleicher Weise wie es sonst nur im Innern geschieht. Auch diese Vertäfelung ist eine durchaus ostschweizerische, wenig über Appenzell hinaus zu findende Eigentümlichkeit. Wenn an heissen Sommertagen alle Zugläden hinaufgezogen sind, so sind sie von den feststehenden Wandfeldern kaum zu unterscheiden. Dann machen die Häuser, die sonst so helläugigen, einen ganz komisch blinden Eindruck.

Die aussergewöhnlich starke, völlig originelle Gestaltungskraft des einfachen Appenzeller Bauhandwerkers zeigt sich besonders gross auf einem neuen Gebiete. Die Leinwand- und Baumwollindustrie bildete einen eigentlichen Fabrikanten- und Handelsstand heraus. Trogener und Herisauer Geschäftshäuser nahmen grossen Umfang an und hatten bedeutende Filialen in Lyon und andernorts, wo ihre Söhne einen Teil ihrer Lehrjahre zubrachten. Dabei nahmen sie französischen Schliff an, lernten grosstädtische Sitten und Lebensweise kennen und brachten diese neuen Bedürfnisse mit sich nach Hause. Aber auch im Lande selbst blieb mancher, dessen Beschäftigung sich vollständig der

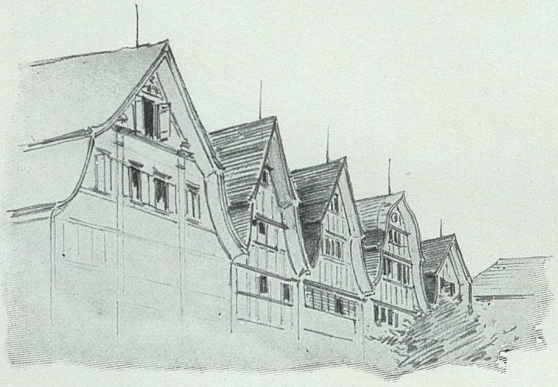
Landwirtschaft abgewendet hatte. Alle diese Leute verlangten eine neue Hausform, nicht mehr ein bäuerliches, sondern ein bürgerliches, ja oft herrschaftliches Heim. An anderen Orten liessen sich solche Leute französische oder italienische Paläste und Landhäuser so gut als möglich kopieren. Nicht so hier. Was da für die Zellweger, Altheer, Wetter etc. geschaffen wurde, zeigt ebenso kräftig und selbständig appenzellische Eigenart, als irgend ein Bauernhaus. Die Baumeister des 18. Jahrhunderts, allen voran die geniale Familie der Grubenmann in Teufen, verarbeiteten die neuen Bedürfnisse, die fremden Motive (wie Mansardendach, geschweifte Giebel, Pilasterordnungen usw.) und die ihrem Lande eigenen Baumaterialien und Bauweisen zu einem ganz neuen, durchaus eigenartigen Ganzen. An die Stelle von Quadermauerwerk trat hier die Täferung, von Putz und Stuck der Schindelschirm, die gebrochenen und geschwungenen Dachaufsätze werden zu kühn geschweiften Giebeln usw. Es entstanden die reizvollen, stolz behäbigen Bauten, die heute noch die prächtigste Zierde der Dörfer Speicher, Trogen, Teufen, Gais und Herisau ausmachen. Bald stehen sie einzeln an sonniger Halde, den Garten mit gemütlichem Lusthäuschen vor sich, wie am Gremm in Teufen, bald umgeben sie in lustiger Giebelreihe den Dorfplatz, Haus an Haus sich schliessend (Gais). Höchstens die Zellweger'schen Bauten, die den Landsgemeindeplatz in Trogen umgeben, eines jetzt kantonalen, ein anderes Gemeindezwecken dienend, haben etwas fremdartigeren Charakter erhalten, hauptsächlich durch die Betätigung ausländischer und in der Fremde gebildeter Bauleute. Blitz-



Im hintern Stalden, Teufen. Verschindelte Rückseite.

blanke Sauberkeit, bescheidene Behäbigkeit strahlt aus allen, und am Schlusstein über der Haustüre grüsst den Eintretenden ausser der Jahrzahl das hier zur Handelsmarke gewordene Hauszeichen, das Adelszeichen des Fleisses, statt des so oft einfach um schweres Geld erkauften Wappens.

Als im 18. Jahrhundert das Reisen Mode wurde und sich das Kurleben im heutigen Sinne entwickelte, war das Appenzellerland eine besonders bevorzugte Gegend. Vor allem sah Gais ein Kurleben, so fröhlich, vornehm und farbenprächtig, als heute irgend ein grosser Weltkurort. Die damaligen Reisenden aber hatten den Vorzug des nicht Alltäglichen für sich. Wenn sie ihre Reise schilderten, so gaben sie damit grossen Kreisen etwas Neues, Interessantes zum besten. Es entstand eine ganze reiche Reiseliteratur, meist in Briefform, aus der wir heute eine Fülle von lehrreichen und lustigen Bildern vom Leben und Treiben unserer Ururgrosseltern vor uns neu erstehen sehen. Auch über die Bauart der durchreisten Gegenden berichten sie.[1]) So erzählt Ebel in seiner Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz, I. Teil, 1798:



Dorfplatz Gais.

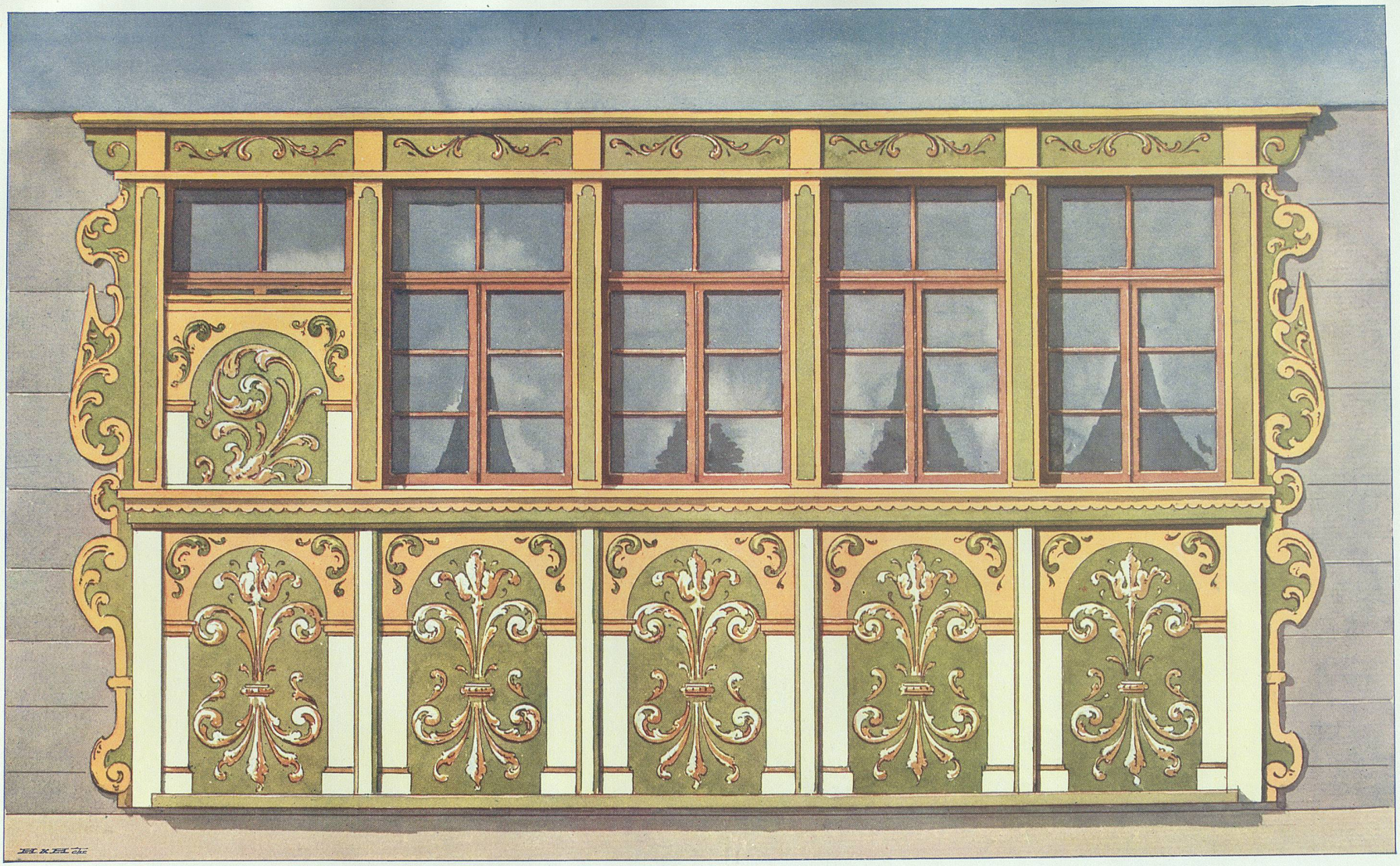
„Die Wohnungen in Innerrhoden sind aus Holz und so einfach gebaut, dass auch hierin die Genügsamkeit des Innerrhodners hervorleuchtet. Ein gewöhnliches Haus kostet 500—700 und die jährliche Miete 20—30 Gulden . . . .“

Aus Gais: „Die vollständige und sorgfältige Bauart der hölzernen Giebelhäuser, welche 3—4 Stock hoch und sehr breit und zum Teil mit geschnitztem Holzwerk bekleidet sind, Ordnung und Reinlichkeit, kurz alles kündigt Wohlhabenheit der Einwohner und ein Dorf Ausserrhodens an. Unter allen diesen Gebäuden, deren gelbliche und braune Holzfarbe den Augen besonders wohltut, stechen allein die Kirche und die Wohnung des Arztes hervor und erinnern an die weissen Mauern der Städte . . . . .“

„Speicher, höher als Trogen gelegen, ist ein hübsches und freundliches Dorf. Seine hölzernen, geräumigen Häuser mit hervorspringenden Dächern, mit vielen hellscheibigten Fenstern, haben in ihrer gleichförmig braunen und gelblich frischen Holzfarbe eine bescheiden ruhige Einfachheit . . . . Hier in Speicher und den meisten Dörfern Ausserrhodens sind die Häuser nicht bloss breiter und höher, als in Innerrhoden, die Fenster nicht bloss grösser, sondern die Kunst bemüht sich schon, das ganze Verhältnis des Gebäudes übereinstimmender, die Giebeldächer durch runde Formen angenehmer zu machen und durch Schnitzwerk zierliches Detail an den Balken und Holzwänden anzubringen.“

Und im II. Teil sagt er: „Schwellbrunn besteht aus einer langen Strasse hölzerner, aber grosser, bunt bemalter Häuser, welche die Wohlhabenheit der Bewohner deutlich ankündigen.“

[1]) Siehe Meiners Briefe über die Schweiz, III. Teil, 1790, und Andere.

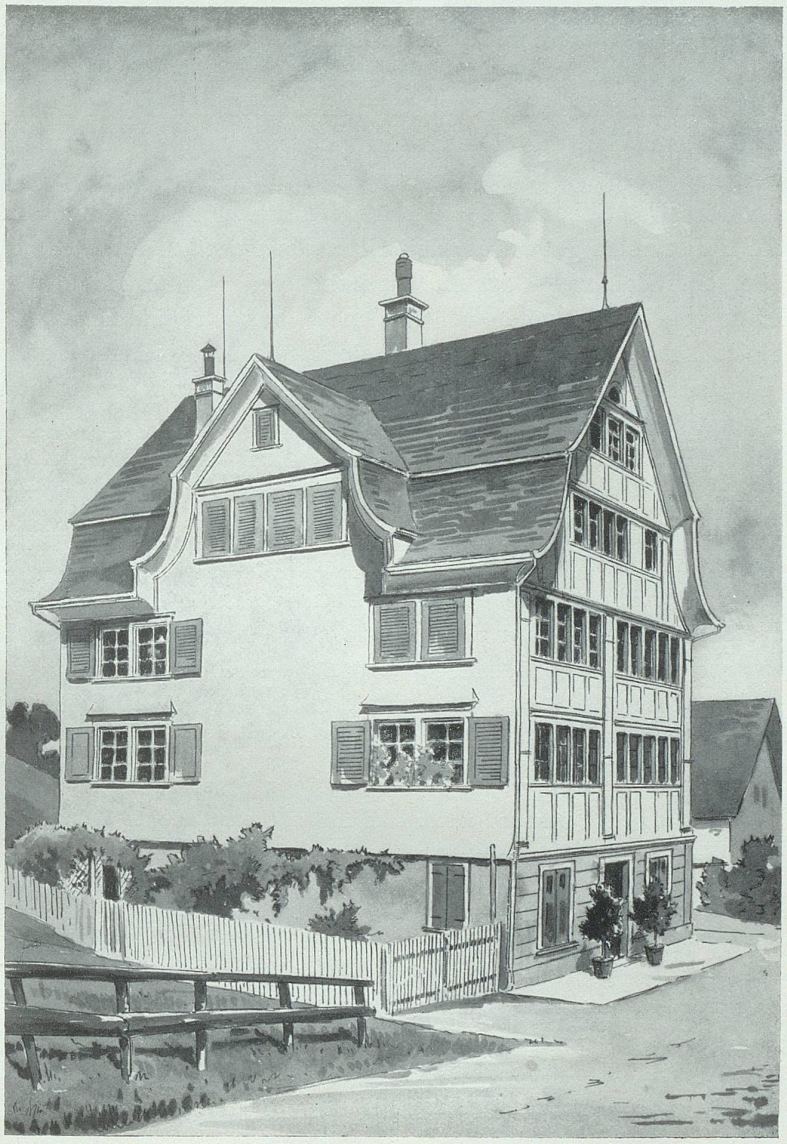


Stubenfenster eines Hauses bei Herisau.

Nach einem Aquarell von S. S.

BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE., ST. GALLEN.

Dr. Ebel sah das Gais, das wir heute noch sehen. Am 7. September 1780 waren zwei Drittel von Gais abgebrannt, Kirche, Pfarrhaus, 44 Wohnhäuser, zusammen 70 Firste.[1]) Der ganze Dorfplatz war also zu seiner Zeit noch neu. Ein Moment ist aber für uns dazu gekommen. Er sah ihn noch im braunen und gelblich frischen Ton des Holzes, wir kennen ihn nur im hellen, fast weissen Gewande der Ölfarbe, ebenso wie Speicher und die andern Orte Appenzells. Prüft man die Häuser von Gais genauer, so sieht man es dem Holze deutlich an, dass der schützende Anstrich erst nach einer Reihe von Jahren darauf kam, in denen Sonne und Regen ihre verwitternde Arbeit zu verrichten genügende Zeit hatten. Wo sich ältere Farbspuren an einzelnen Häusern finden, sind es die gleichen kräftigen Farben — hausrot oder erdgrün — anderer ländlicher Gegenden. Oder es ist das, was Dr. Ebel in Schwellbrunn beobachtet und was sich heute für den westlichen Teil Appenzells, besonders das Gebiet von Herisau, noch in wenigen Spuren nachweisen lässt: die bunte Bemalung, eine eigentliche farbige Dekoration der Frontseiten. In Herisau ist sie noch an zwei Häusern deutlich sichtbar, besonders wohl erhalten an dem stattlichen Giebelhaus gegenüber der Kaserne, datiert 1666, und mehr verwischt am Hause von A. Steiger im Dorf. An der besonders reizvollen Reihe kleiner, gemütlicher Hausgiebel an der äussern Schmidgasse



Fabrikantenhaus in Speicher.

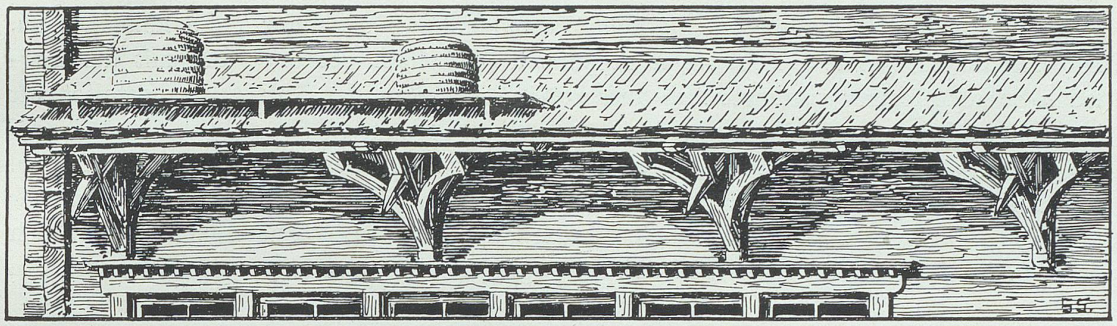
[1]) Appenzeller Chronik von Gabriel Walser, IV. Teil 1772—1798, gedruckt 1831.

daselbst sieht man nur noch die Formen der alten Dekoration durch den neuen, glatt weissen Anstrich schimmern.[1]) Auch der Landsgemeindeplatz in Trogen hatte seinen farbigen Schmuck. Wenn man an dem zierlichen Gasthaus zur Krone die Zugladen hochzieht, so steigt mit ihnen die volle, alte Farbenfreudigkeit wieder aus der Tiefe der Vergessenheit herauf. Alles andere ist hellgrau übermalt. Das am Hause noch erkennbare Datum 1767 bezieht sich jedenfalls auf diese Malerei.

Unweit der Stadt St. Gallen sind noch an einem alten, flachgiebeligen Haus auf Spiessenrüti, westlich von Fröhlichsegg, einige Reste der ursprünglichen, barocken Bemalung erhalten. Lustig farbenfreudig muss sich St. Georgen präsentiert haben. An der alten Scheune der Weiherweid flammt das Tennstor heute noch schwarzgelb, die Häuserreihe gegenüber der Kirche, zwischen Adler und Post, das kleine Häuschen über der Steinach (Deutsch, Flaschner), die beiden hohen Giebelfronten an der Berglehne gegen den Seelenhof: alle lassen bei scharfem Zusehen erkennen, dass der neue, glatte Anstrich auf alter Pracht liegt, wie Maienschnee auf blumiger Wiese.

Dieser uns für die hellen Dörfer dort oben so selbtverständliche weisse Anstrich stammt erst aus der Zeit, die anfieng, sich der ländlichen Einfachheit zu schämen, die aus dem braunen, schlichten Holze sprach. Man glaubte, dem Hause durch den Anstrich das Aussehen eines massiv gemauerten, städtischen Hauses zu geben. Gerade so, wie man in der Stadt dran gieng, die schönen, reich und malerisch wirkenden Riegelhäuser durch Verputz und Anstrich in armselige kahle und nüchterne, aber steinern aussehende Kästen zu verwandeln. Dass es dabei nicht zu solch allgemeiner Zerstörung der schönen alten Form kam, wie sonst so manchen Ortes, ist auch wieder der selbstbewussten, kräftigen Eigenart des Appenzellers zu verdanken. Immerhin fiel manche schöne geschnitzte Fensterpartie diesem Geiste des Scheines zum Opfer. Sie wurde aber wenigstens nicht durch den fremden, lügenhaften Verputz, sondern durch die landesheimische, wenn auch nüchterne Täferung oder den Schindelschirm ersetzt.

[1]) Wie schön wäre es, wenn eine fein nachempfindende Hand jene ganze verschwundene Schönheit wieder aufwecken dürfte!



Von der Rückseite des Rathauses in Burgau.

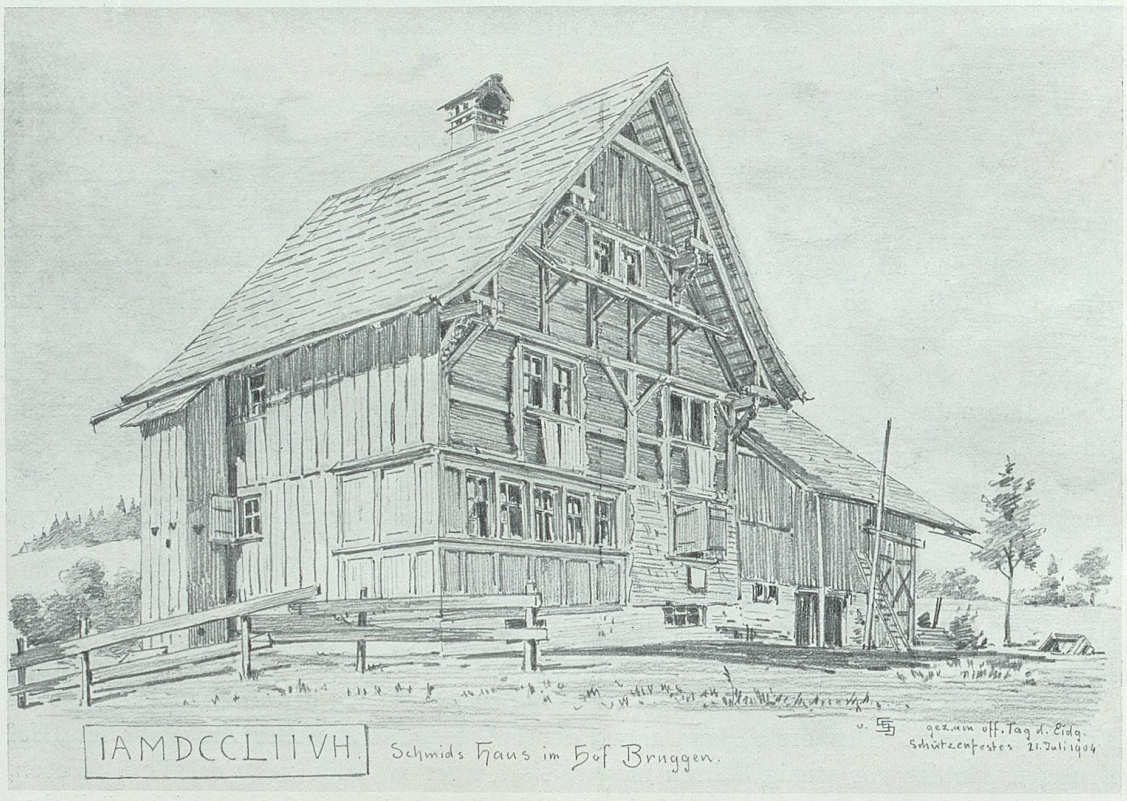
III.

Das Eigenartige in der Lage unserer Gallusstadt ist das, dass sich hier zwei Häusertypen berühren. Stehen wir auf irgend einer der uns umgebenden Höhen, so grüsst uns von den südlichen und südöstlichen Bergreihen das schweizerische Alpenhaus in appenzellischer Spielart, dessen Wesen und Werden wir im Vorstehenden etwas nachgegangen sind. Von unten herauf, aus den Obstwäldern des Turgau, leuchten weisse Giebel mit rotem Riegelwerk, das schwäbische Haus. In nächster Nähe der Stadt streiten die beiden in friedlichem Kampfe um das Terrain. Bis nach Hofstetten, ins obere Watt, auf den Ringelberg schickt der schwäbische Typus seine Vorposten. Am Wattbach aber macht er Halt, während Anklänge ans Alpenhaus noch weit ins Fürstenland hinein erkennbar sind.

Bevor wir aber auf turgauisch-schwäbisches Revier streifen, werfen wir noch einen Blick nach Südwesten, wo die sägenförmigen Kämme der Toggenburger Höhen unsern Horizont begrenzen. Dort haben wir noch eine besondere Art der grossen Gattung „Alpenhaus“ zu betrachten. Auch sie rückt bis in die Grenze des Stadtgebietes, bis an die Sitter heran. Das erste Bauernhaus deutlich toggenburgischer Art steht im „Hof Bruggen“, leider vor wenig Jahren modernisiert, aber im Bilde noch erhalten. Wesen, Herkunft und Entwicklungsgang sind ziemlich die gleichen, wie bei seinen östlichen Nachbarn und der Übergang von einem zum andern fast unmerklich. Fast nur ein paar äusserliche Differenzen unterscheiden sie. Einmal tritt hier neben dem sonst allgemein alpinen Block- oder Strickbau eine andere Konstruktionsweise auf: der Ständerbau. Das Haus besteht aus einem Gerippe von starken Schwellen, „Pfetten“ (wie der Fachmann das obere, der Schwelle entsprechende Verbindungsholz nennt) und mächtigen, durch alle Stockwerke bis unter das Dach reichenden Pfosten oder Ständern. Dieses Gerippe ist mittelst leichten, von aussen her künstlich überblatteten, schrägen Fuss- und Kopfbändern versteift. Zwischen diese starken Hölzer ist nun die Wandfüllung aus gespundeten Dielen eingefügt. Aussen und innen stehen die stärkeren Ständer vor, so dass die Konstruktion klar und deutlich zur Geltung kommt und in richtigster organischer Weise zur Flächenbelebung, zum Schmucke des Hauses beiträgt. Saubere

Bearbeitung der Verbindungen, zierliche Formengebung einzelner Teile kommt dazu. Die Fenster sind ganz gleich wie in Appenzell in Reihen geordnet und mit der Zugladen-Schutztäferung zusammen zu ausserordentlich reizvollen Partien ausgestaltet, oft in noch reicherer Behandlung als dort.

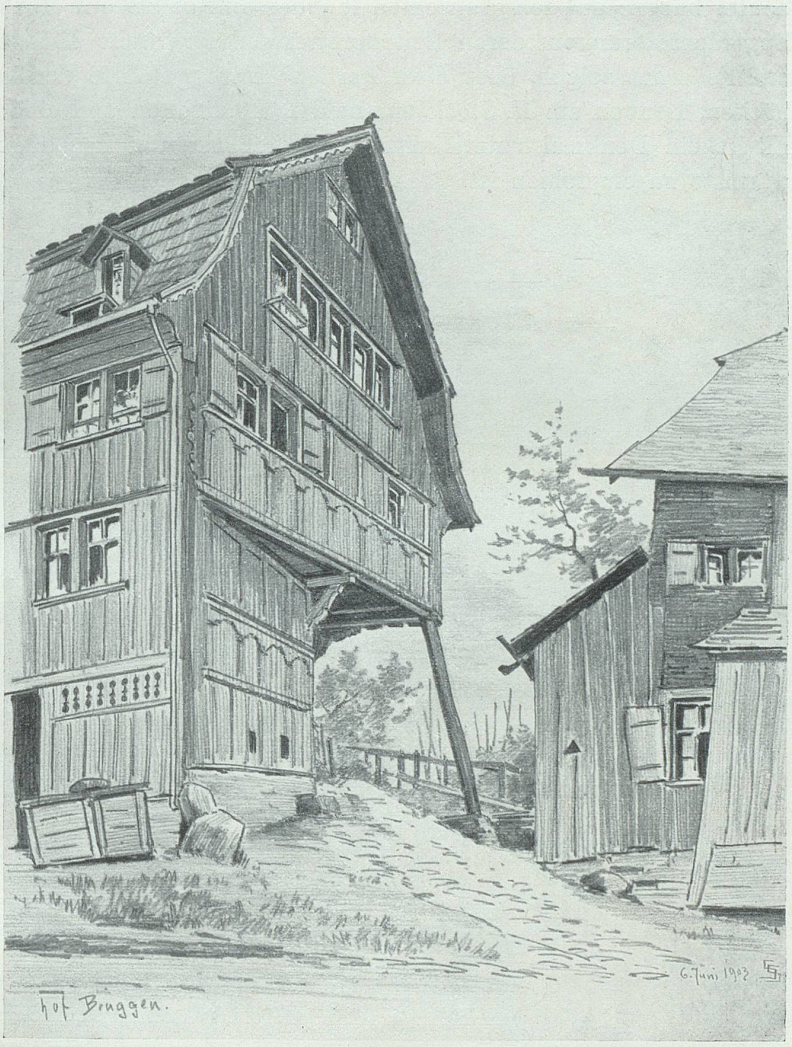
Aber noch ein neues Element tritt hinzu: die Vordächer über den Fensterreihen. Als man anfieng, das Schwerdach durch das Nageldach zu ersetzen, also den früher sehr flach geneigten Giebel hoch und steil zu machen, stellte es sich heraus, dass das Dach nicht mehr wie früher die ganze Hausfront gegen den Regen schirmte. Bei dem starken



Verkehr, den das Toggenburg mit Schwiz und den innern Kantonen hatte, sah man, wie sich dort der Baumeister dadurch gegen diesen Übelstand half, dass er jedes Stockwerk der grossen, steilgiebeligen Häuser mit einem Vordach über den Fenstern versah. Die Längshölzer dieser Pultdächer ruhen auf konsolenartigen Verlängerungen der Wandstrickhölzer, die schon beim Bau vorgesehen wurden. Diese Konstruktion war beim fertigen Hause nicht mehr möglich. Man zimmerte deshalb eine Anzahl dreieckiger Böcke, die sich mit Holznägeln oder Schrauben an der Wand anbringen liessen und das Dach zu tragen hatten. Es entstanden Klebeböcke und Klebedächer. Wer nun später ein neues Haus baute, machte es nicht so, wie es der Grossvater im Nachbarland gesehen, sondern so, wie er es hier gemacht hatte. Im Toggenburger Gebiet ist allgemein das Klebdach zu Hause. Dieses kleine Beispiel zeigt deutlich die

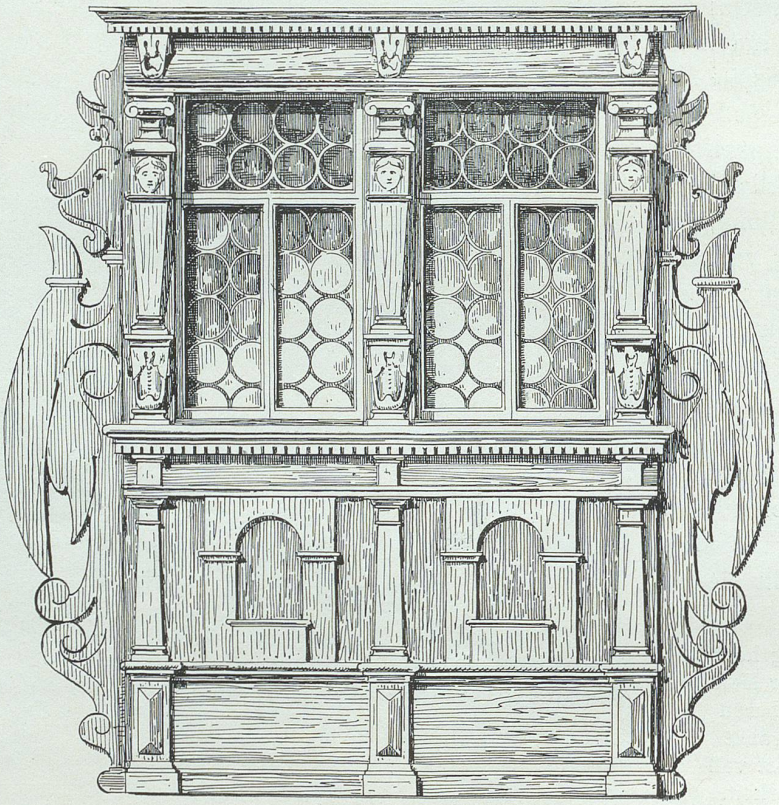
Art des Werdens so mancher landesüblichen Eigentümlichkeiten. Wir berührten ein ähnliches Beispiel schon beim Zusammenrücken von Haus und Scheune zu einem scheinbaren Ganzen. Es zeigt auch, wie manches ungeschriebene und ungesiegelte historische Dokument vorhanden und entzifferbar ist, wenn man nur die Augen aufmacht. Wem diese Böcke nicht gefielen, der verschalte sie mit schmalen, in Viertelskreislinie gewölbten Brettern. Dadurch entstand eine grosse Fläche, die sich vortrefflich zur Bemalung mit religiösen und anderen Bildern, Haussprüchen etc. eignete. Im Weiler Lätschen, zwischen Gossau und Andwil, hat sich ein solches Beispiel erhalten. Dort sind auf diesen bläulichgrau gemalten „Hohlkehlen" grosse Medaillons mit hellem Grund, von primitiven Ornamenten umrahmt, die unten die Dreieinigkeit, am Oberstock Maria mit dem Leichnam Christi und zuoberst die Krönung der Maria enthalten. Neben dem untersten Rundbild steht die Inschrift:

Heilig heilig heilig
ist Gott der Herr
der Herscharen
und der ganze
Erdboden ist voll
seiner Herkeit.

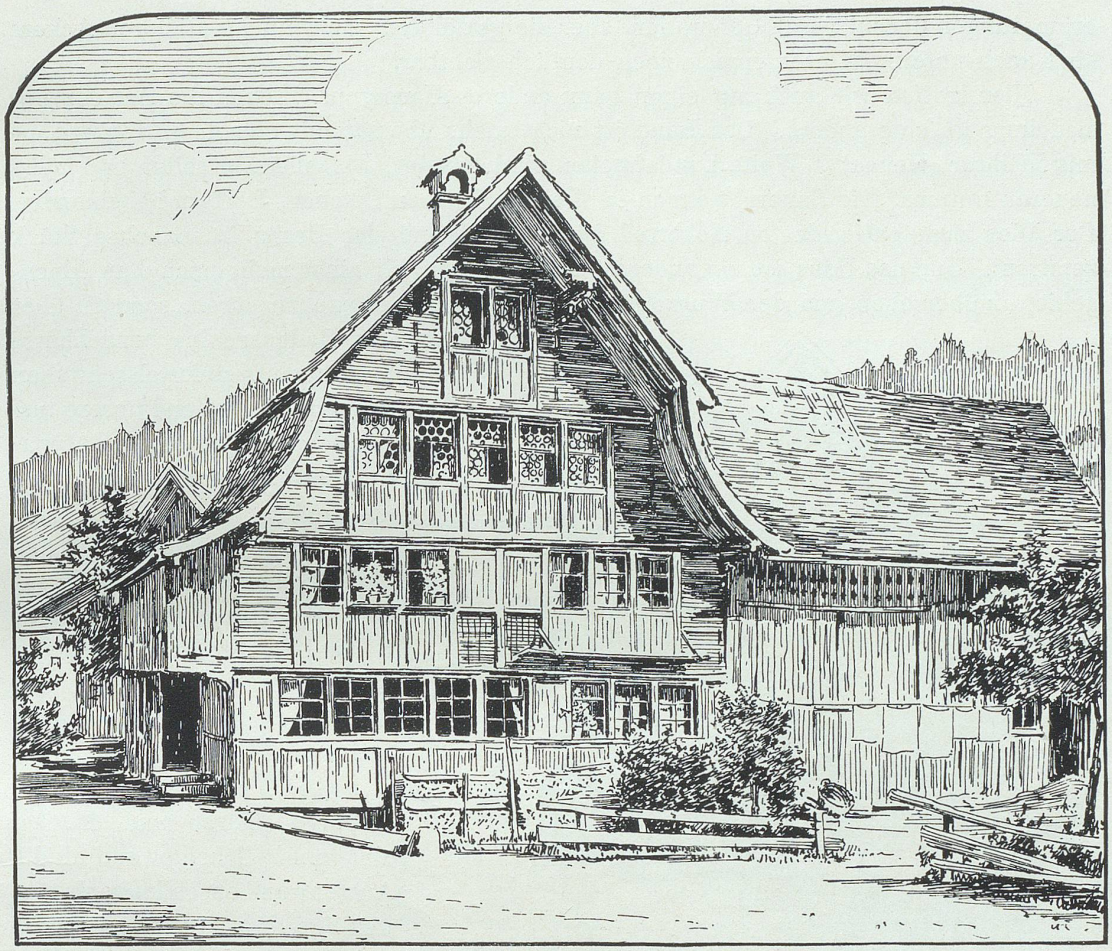


Diese Form der Vordächer hat sich nämlich auch über das Fürstenland und das appenzellische Hinterland verbreitet. In ähnlicher Weise übernahm das toggenburgische Haus aus der Innerschweiz die Laube. Nicht allgemein, aber ziemlich häufig findet sie sich als offene, vom Dach überragte Galerie an einer oder beiden Traufseiten des Oberstockes oder auch an der hintern Giebelseite. An dieser wird sie auch zum eingewandeten Gang, der zum Abort führt und den oft an der Rückseite gelegenen Hauseingang überdeckt. Sie geben mit ihren Ausladungen dem Hause reiche Silhouette

und kräftige Schattenwirkung, dem Zimmermann an Trägern, Pfosten und Brüstungsbrettern Gelegenheit zu schöner Verzierung dieser konstruktiv notwendigen Teile und tragen so zu grosser Bereicherung des Gesamtbildes bei. Das schönste Beispiel dieser Art und zugleich wohl das prächtigste Bauernhaus in der ganzen Ostschweiz steht in Furt bei Brunnadern mit der Jahrzahl 1672. Es weist alles auf, was wir hier angedeutet haben: auf den gestrickten Wänden aufs reichste in Renaissanceformen gehaltene Zugladentäferungen, deren Seitenbretter an der Stube Kriegerfiguren mit Hellebarte und Federhut zeigen, über diese Partien hinweggeführte Vordächer auf schönen Klebeböcken, Lauben am II. Stock auf beiden Traufseiten und eine solche am Hintergiebel. Es ist ein Denkmal vaterländischer Volkskunst, das der allgemeinen Beachtung aufs wärmste zu empfehlen ist.



Fensterpartie am Hause in Furt.



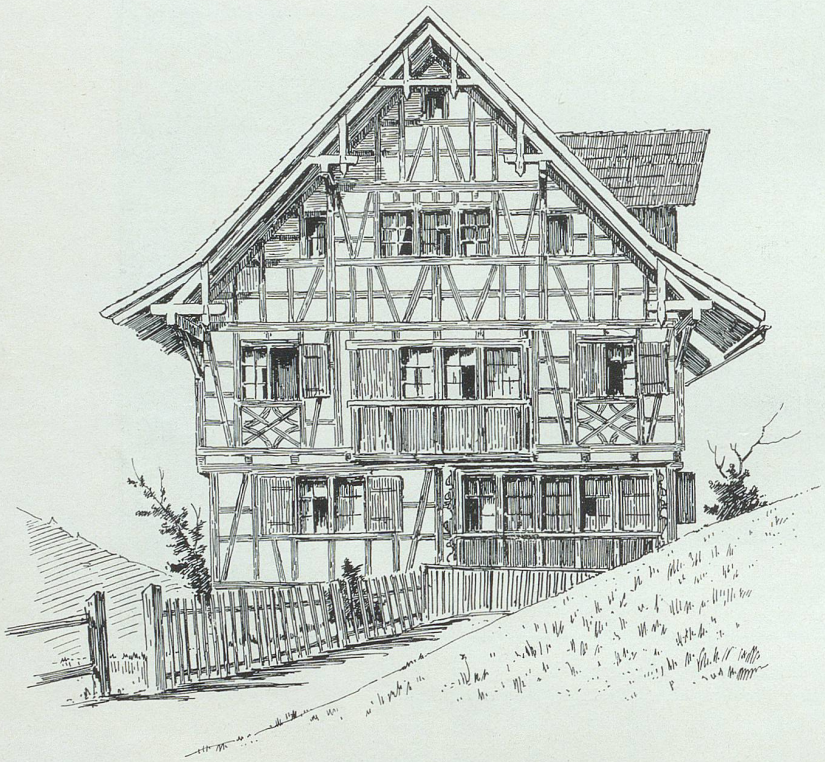
Im Oberdorf Niederuzwil.
Gezeichnet nach einer Photographie von Reallehrer *Wagner* in Uzwil.

IV.

Wenn der harte, graue Winter langsam und widerwillig aus unserm Hochtal abgezogen ist, nur droben an den Vorbergen des Alpsteins noch ein paar weisse Resten aushängen, dann lockt es den Städter abwärts. Von seinen Höhen aus sieht er, dass das flache Land gegen Norden hin von einem anderen weissen Schimmer leuchtet als die Höhen im Süden. Jetzt wendet er sich dem Turgau zu, um auf der „Bluestfahrt“ sein schneemüdes Auge am frischen Grün der Wiesen und der Blütenpracht der unzähligen Obstbäume zu erlaben. Ein anderer Landschaftscharakter umgibt ihn da, als auf seinen sommerlichen Touren ins Voralpen- und Alpengebiet. Das ist nun wirklich bäuerliches Land, landwirtschaftliches Gebiet bester Art. Heute gehört allerdings das wogende Kornfeld nur noch zu den frühesten Jugend-

erinnerungen der mittleren Generation, aber die gewölbten „Zelgen“ des früheren Ackers sind auch unterm Wiesenteppich noch deutlich sichtbar.

Hier treffen wir auch auf einen ganz anderen Haustypus. Schon die Art der Besiedelung ist eine andere. Das Land ist nicht mehr übersät mit einzelnen Häusern inmitten ihrer „Heimat“. Weite Landstrecken sind hauslos, Einzelhäuser selten und meist neueren Datums. Die Bauern wohnen in Weilern, kleinen Örtchen, Dörfern bei einander. Der Weg zum entferntesten Ackerteil ist oft weit und der Besitz in manches Stück zerstreut. Und das Haus ist ein anderes. Hier müssen wir nicht mehr nach dem Alpengebiet hinübersehen, um den Wurzeln seines Stammbaumes nachzuspüren, sondern über den Bodensee ins benachbarte Schwaben. Dreiviertelsschwaben nennen wir spottend unsere turgauischen Eidgenossen, Schwabenhaus müssen wir sein „Dach und Gmach“ heissen.

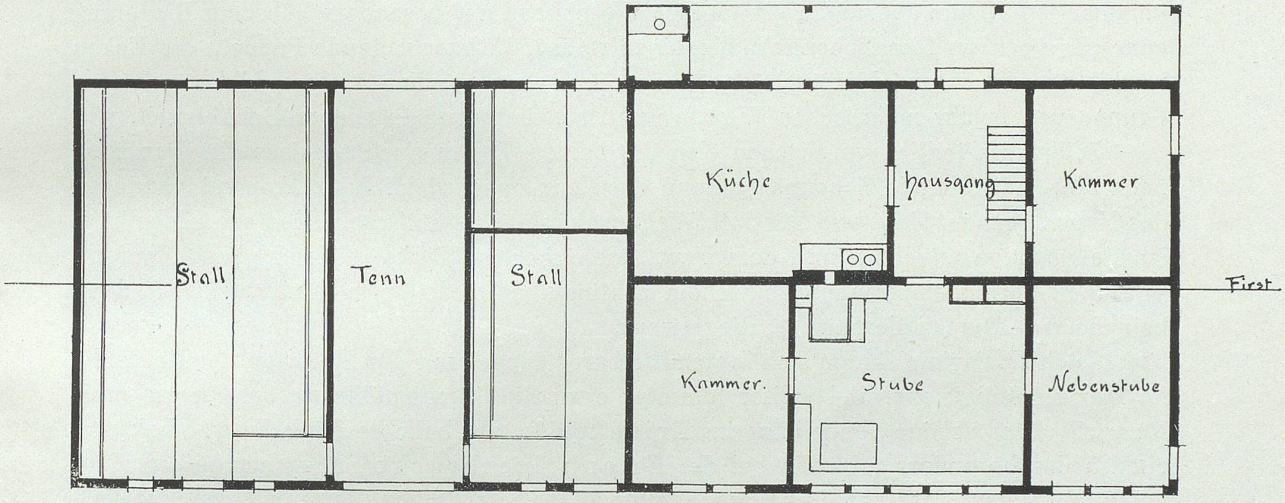


Ladhub bei Wittenbach.

Am augenfälligsten zeigt sich die Verschiedenheit vom Alpenhaus im Konstruktionsprinzip. Riegel- oder Fachwerkbau ist hier vorherrschende Bauart. Auf dem starken, meist eichenen Schwellenkranz stehen die Pfosten, an den Ecken, bei Fenstern, Türen und da, wo eine innere Scheidewand an die Aussenwand anschliesst, als notwendige Bundpfosten, dazwischen weitere in freier Einteilung zur Verkleinerung der „Fache“. Schräg gestellte Büge versteifen das Ganze. Auf diesen Pfosten liegt eine „Pfette“, als sicheres Auflager der bodentragenden Balkenlage. Um die Gefache auch in der Höhe zu verkleinern, sind zwischen den Pfosten zwei bis drei horizontale Riegel-Züge eingezapft. Für jedes Stockwerk wiederholt sich dieses System. Am Giebelfeld unter dem hohen Dach, sowie unter den Fenstern wird die Anordnung dieser Hölzer zur Dekoration ausgestaltet, in oft sehr reicher, immer aber wirkungsvoller Weise. Dieses ganze, in sich selbständige und sicher dastehende Fachwerk wird nun ausgemauert. Seit langem werden hiezu Ziegel und Kalkmörtel verwendet. Ursprünglich diente zur Ausfüllung der Riegelfelder aber ein Flechtwerk aus senkrechten Prügeln und quer hineingeflochtenen Ruten, das dann dick mit Lehm verstrichen wurde. Dem Lehm waren gehacktes Stroh, Hanfabfälle (sog. Aglen), Kälberhaare beigemischt, so dass das Fachwerk weitmaschiger sein konnte. Es glich in seiner Anordnung mehr dem System des Ständerbaues. Wenige

Beispiele dieser alten Form sind noch erhalten, so der in starken Eichenhölzern erstellte Oberbau des Schlosses Zuckenriet[1]), wenn auch kaum mehr mit der Flechtwerkfüllung. Mauerung und Flechtung erhalten einen weiss getünchten Kalkverputz. Das Holzwerk wurde entweder in seiner natürlichen Farbe gelassen, so dass es ebenso warm braun nachdunkelte, wie am Strickhaus, oder hausrot, grau, später auch ockergelb gestrichen.

Die Fenster sind bei vielen Häusern gleich wie bei den alpinen Nachbarn in Reihen aneinandergerückt, besonders in den Stuben, und haben dann ebenfalls Zugladen mit ihren Rahmen und Schutztäferungen. Wenn die beiden Fensterpartien an der Stubenecke dicht zusammenrücken, so dass ihre geschweiften Seitenbretter mit dem schön geschnitzten Eckpfosten in eine Einheit zusammenstimmen, so entstehen oft ganz reizende Effekte. An andern Häusern, vielleicht späteren Datums, sind die Fenster



Grundriss des Turgauerhauses.

einzeln oder höchstens paarweise in regelmässigen Abständen angeordnet. Statt der Zugladen haben sie Klappladen. Dann wird das Feld unter dem Fenster oft mit einem reichen, dichten Riegelwerk geschmückt. Beide Ladenarten boten oft Gelegenheit zu fröhlicher Entfaltung der alten Farbenfreudigkeit, die unserer Zeit so sehr abhanden gekommen ist. Besonders beliebt waren die verschiedenen Flammen-, Zickzack-, Rauten- und Schachbrettmuster in kräftigen ganzen Farben. Allerlei heraldische Zusammenstellungen finden sich noch in spärlichen, verwitterten, oft durch glatten Anstrich zugedeckten Überresten. Rot und weiss, grün und weiss, gelb und schwarz, rot-weiss-schwarz sind die häufigsten.

Die innere Einteilung des Hauses ist ähnlich wie beim Alpenhaus. An der Hauptfront liegen Stube und Nebenstube, der Eingang aber ist meist an der Rückseite. Wie im ganzen Gebiet des schwäbischen Hauses, finden sich auch bei uns zwei Hausformen nebeneinander, die bei aller Verwandtschaft doch einen grossen Unterschied aufweisen.[2])

[1]) Siehe Neujahrsblatt 1907: Die Burgen des Kantons St. Gallen.

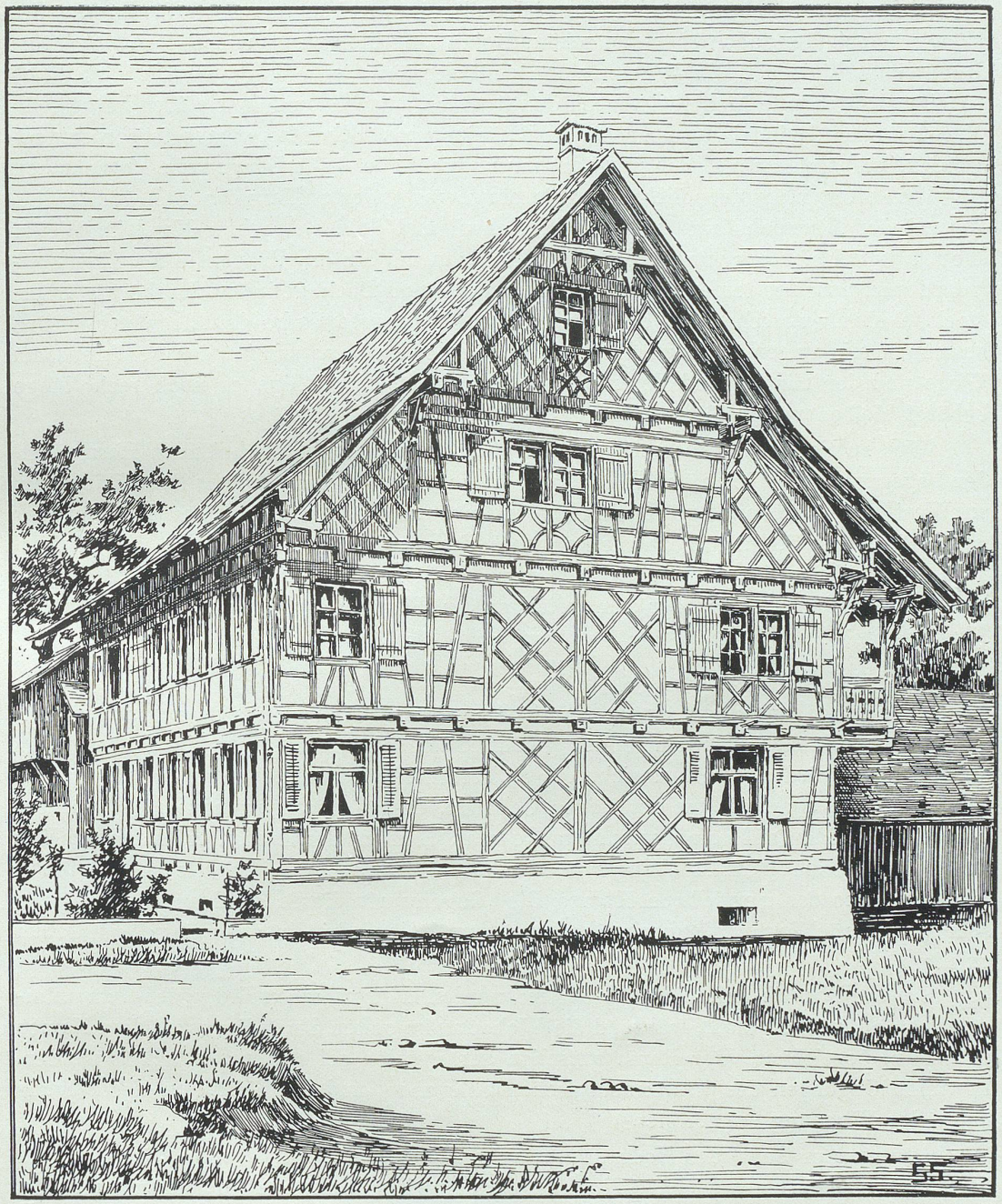
[2]) Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten, S. 280.

Die eine, wohl ältere, hat Trauffront. Sie kehrt die Traufseite gegen die Strasse, den Dorfplatz, gegen die Sonne. Die Stubenfenster liegen an dieser Seite. Bei diesen Häusern schliesst sich die Scheune in gleicher Flucht und unter gleichem First ans Haus an. Es ist also ein Einheitshaus. Von der Strasse steht es etwas abgerückt. Im richtigen Schwabenland erhebt sich auf diesem Vorplatz stolz der Misthaufen. Wer den grössten habe, werde zum Schulzen gewählt, sagen böse Zungen. Bei uns rückt ein in reichem, ländlichem Blumenschmuck prangender Garten an diese Stelle. Die andere Form kehrt den frontbildenden Giebel gegen die Strasse. Dann ist die Scheune ein freistehendes, selbständiges Gebäude, hinter, neben dem Hause, auch auf der andern Seite der Strasse stehend. Wenn sie, wie häufig, parallel zum Hause oder in rechtem Winkel zu ihm steht, so bildet sich fast eine Hofanlage. Nirgends aber ist sie abgeschlossen, so dass der fränkische Einfluss, der darin oft gesucht wird, nur schwer erkennbar ist. Wenn aber noch ein kleines Waschhaus mit besonders hübscher Riegelung oder gar noch weitere Nebengebäude hinzutreten, ein paar ragende Pappeln die Ecken markieren und ein mächtiger Nussbaum den Hausplatz beschattet, dann bildet sich eine Gruppe von bester malerischer Wirkung und stattlichster bäuerlicher Behäbigkeit.

Selbstverständlich vermischen sich die beiden Typen auch so, dass ein Traufhaus noch eine freistehende Scheune hat und dass nur nebensächlichere Ökonomieräume an das Haus angebaut sind, wie Rosstall, Wagenschöpfe, Mosterei etc.; oder ans Giebelhaus ist die Scheune angebaut, mit dem First einen rechten Winkel bildend. Besonders um St. Gallen herum, unter appenzellischem Einfluss, ist diese Form häufig. Es ist dann beinahe ein Appenzellerhaus in Riegelwerk.

Solche Beispiele finden sich in unmittelbarer Umgebung der Stadt, an der Gerhalde, im Espen, Heiligkreuz, und weiter hinunter etwa die Dürrenmühle an der Strasse nach Roggwil. Das schöne Giebelhaus im Erlacker ist als beliebte Einkehr wohlbekannt, ebenso das besonders reizvolle bei der Erlenholzerbrücke mit seinen feinen Zugladentäferungen. Der wunderschöne Weiler Wilen, zwischen Dottenwil und Freidorf, zeigt beide Formen nebeneinander. Wer sehen will, wie dieses Haus sich im Dorfverband ausnimmt, der gehe von dort weiter, an Mammertshofen vorbei nach Roggwil. Da kehrt das stolze Wirtshaus zur Traube der neuen Strasse und dem Kirchplatze seine Hauptseite zu, die vor der „verschönernden“ Restaurierung ein wahres Prachtstück gewesen sein muss. Jetzt sind nur noch die Balkenköpfe und die hübschen Dreieckverbindungen am Dachvorsprung Zeugen der verschwundenen Herrlichkeit. Man lasse also das Wirtshaus zur Rechten und schwenke auf den alten Dorfplatz ein. Da fliesst der Bach unter gewölbter Brücke durch, da steht das alte Schloss[1]) mit seinem Turm, die mächtige Dorflinde erinnert an öffentliche Gerichtsversammlung und fröhliches Dorfleben, und die Häuser, die ihn umgeben, sind noch prächtig in ihrer alten Schönheit erhalten. Mächtig schaut die Rückseite der „Traube“ mit ihrem hausrot gemalten, bretterverschalten Mansardengiebel darüber weg, lustig kreuzen sich die Riegelungen der gegenüberliegenden Häuser. Schöne Fensterpartien zeigt das aufwärts den Platz abschliessende Haus an Giebel- und Traufseite. Auch weiter abwärts, gegen Arbon und Neukirch zu, stösst der Wanderer auf ein Haus nach dem andern, das eines liebevollen, freundlichen Blickes

[1]) Siehe Neujahrsblatt 1907: Die Burgen des Kantons St. Gallen.



Haus Müller in Riedern, Roggwil.

wert ist, so das Müller'sche in Riedern usw. Wir können nicht alle aufzählen, es hat glücklicherweise noch viele. Ebenso viele allerdings haben nur noch die grosse Gesamtform behalten, aber über das schöne Detail ging die geschmacklose Zeit mit ihrem Unverstand hinweg. Die Fensterreihen sind zerstört, „schöne Symmetrie" ist durch regelmässig verteilte Einzelfenster mit den fremden, unschönen Jalousieläden hergestellt, Verputz oder Schindelschirm deckt die Riegelung zu. Ein Herrenhaus ist's nicht geworden, vornehm sieht's auch nicht aus, wenn nicht öde, kalte Langeweile Vornehmheit ist. Wen freut nicht unendlich mehr als ein so restauriertes Haus das alte, gemütliche, das auf der Eisenbahnfahrt zwischen Mörschwil und Goldach rechter Hand im Weiler Horchental sichtbar wird? Es kehrt der Bahn die hintere Traufseite zu. Die Freitreppe zur Haustüre, eine durch das weit ausladende Dach gedeckte Laube am Oberstock, ein Anhängeschopf an der hintern Giebelseite, rote Farbe der Riegelung wirken zusammen ein ungemein gemütlich malerisches Bild. Dazu stimmt das Feldkreuz am Wege und der Hintergrund des reichen Obstbaumwaldes. Möge es noch recht lange behütet bleiben vor pietätlosen Händen!

Wer zu Fuss das Strässchen wandert, das an Horchental vorbei nach Horn führt, der begegnet im Unterbühl rechts vom Wege einem kleineren, sehr alten Häuschen, an West- und Nordseite mit Brettern verschalt und mit einem schönen Rebenspalier geschmückt. Es ist dadurch bemerkenswert, dass es hier, im Lande des Riegelbaues, noch ein Strickhaus ist, mit seiner Gliederung der Strickwand durch geschnitzte Zickzackbändchen. Es wird einer der am weitesten im Flachlande liegenden Ausläufer des Alpenhauses sein.

* * *

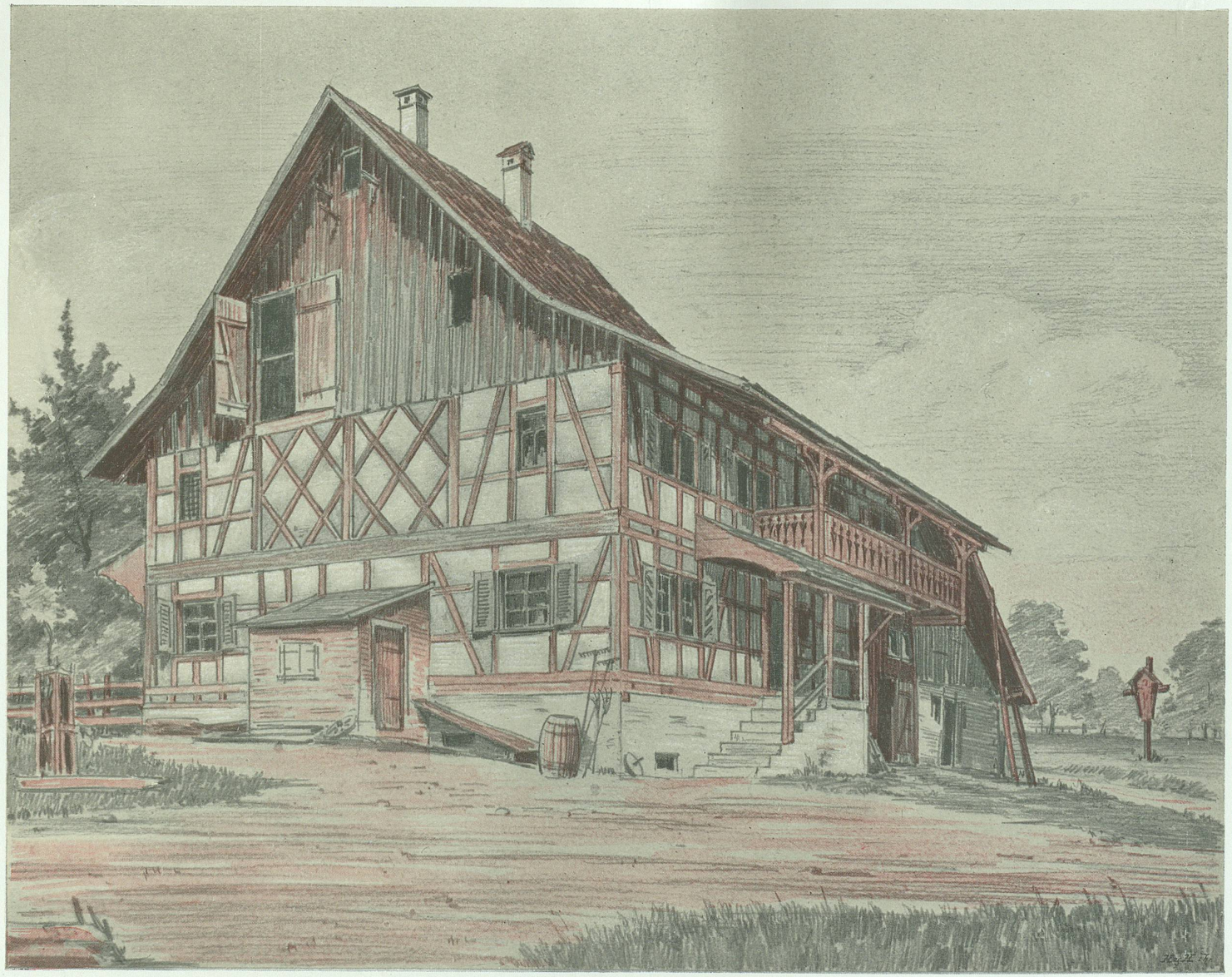
Ganz unten am Bodensee, in Stad, Speck und Altenrhein, stossen wir auf eine weitere Spielart, die einige der gelehrten Hausforscher Deutschlands besonders interessieren würde. Nach Ansicht dieser Forscher ist nämlich „das altalamannische Haus der Gegenwart ein mehrstöckiges Gebäude, dessen uneingewandetes Erdgeschoss mit seinen Pfählen auf gemauertem Grunde ruht. Eine an der Aussenflucht angebrachte Treppe leitet zu einem Laubengange, der die Wohnräume im Oberstocke umgibt."[1]) Sie heissen es das gestelzte Haus. Die „Gegenwart" dieses Pfahlhauses muss aber sehr weit zurückliegen, wenn sie überhaupt jemals irgendwo in alamannischem Gebiet existierte.

Um die Theorie aufrecht zu erhalten, werden Häuser, deren Erdgeschoss zu untergeordneten Zwecken dient, während die Wohnung im ersten Stock liegt, mit dem Namen gestelzt bezeichnet. Der Raum zwischen den Pfählen sei später ausgenützt worden. In vielen Gegenden des württembergischen Schwaben sind die Ställe an dieser Stelle unter der Wohnung angeordnet.[2])

Auf unserer Seite des Bodensees mag ein gewisser Einfluss von drüben zu der hier zu findenden „gestelzten" Hausanlage mitgewirkt haben. In der Hauptsache ist

[1]) Der älteste deutsche Wohnbau und seine Einrichtung. Von Dr. phil. K. G. Stephani, Stettin. Leipzig 1902.

[2]) Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten.

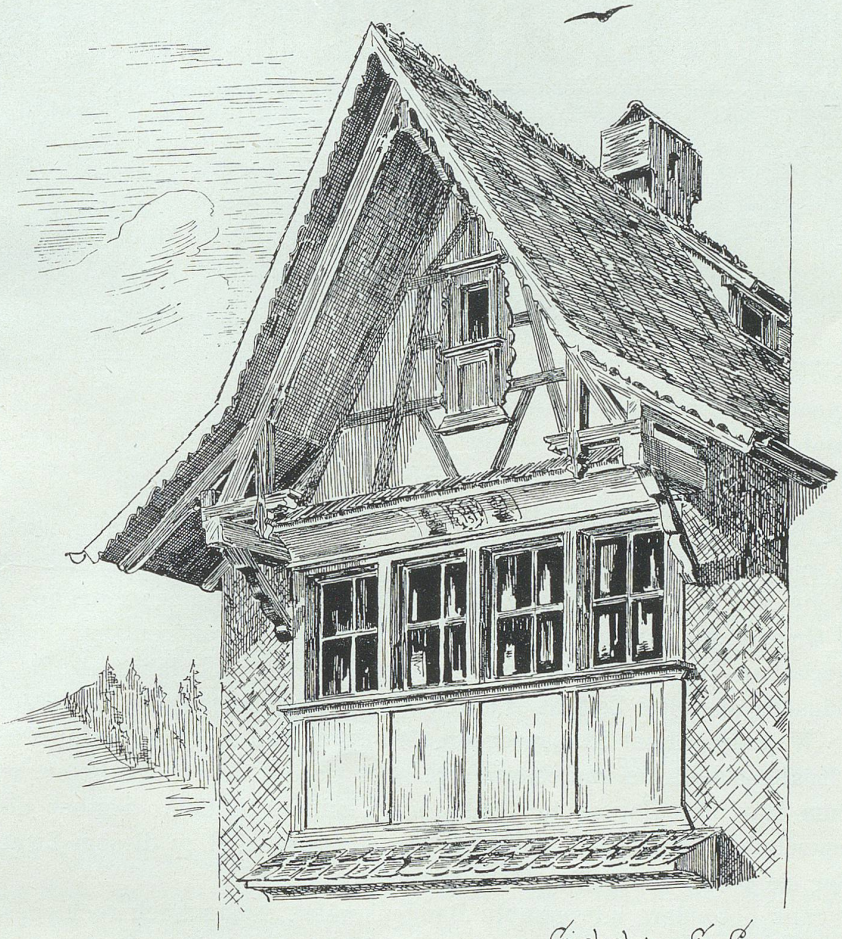


BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE., ST. GALLEN.

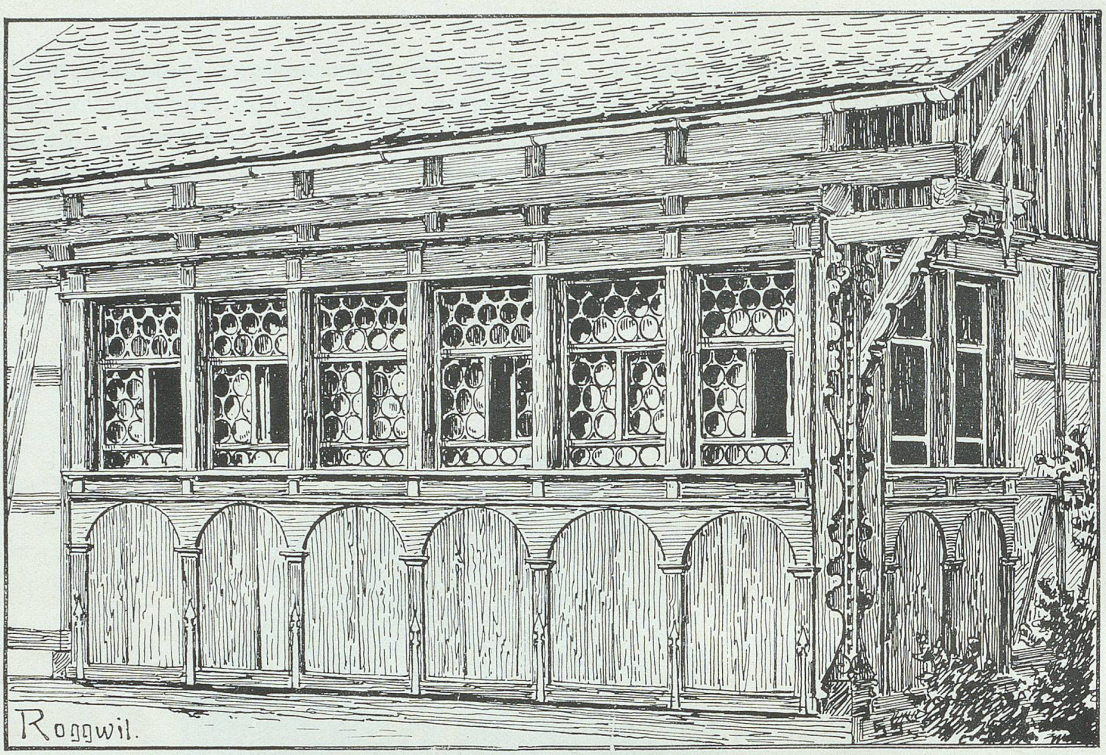
Im Horchental bei Mörschwil.

Nach einer Farbstiftzeichnung von S. Schlatter.

sie durch praktische Gründe bestimmt. Der hohe Grundwasserstand gestattete nicht die sonst übliche Eingrabung des Kellers ins Terrain, er musste also zum grossen Teil oberirdisch erstellt werden. Und die Gefahr der Überschwemmung vom Rhein und vom See her machte zugleich die Lage der Wohnräume über dem Hochwasserstand erwünscht. Wenn dann noch die Treppe zur Wohnung frei aussen am Hause hinaufführte, so war das mögliche getan, auch bei Hochwasser, sogar vom Nachen aus, trockenen Fusses ein- und auszugehen. So passte sich auch hier das Haus den Umständen an, zugleich unter Anlehnung an alte Traditionen.



Giebel in St. Georgen



Fensterpartie mit Zugladen.

V.

Mit Wohnhaus und Scheune ist das Baubedürfnis des Bauern noch nicht erschöpft. Abgesehen von allen kirchlichen Zwecken dienenden Bauwerken, die wir hier ganz ausser Acht lassen, bedarf er noch manches „Dach und Gmach“ für das „gemeine Wesen“. Heute noch gehören zum Gemeindebesitz der bündnerischen Bergdörfer Gemeinde- oder Rathaus, Schulhaus, Mühle und Säge. Mit Schulhäusern aus alter Zeit ist es allerdings schlecht bestellt. In der Stadt St. Gallen ist das alte Waghaus hinter St. Laurenzen 1582 durch den reichen Bürger Michael Sailer zu einem Knabenschulhaus umgebaut, bald aber den Mädchen überliefert worden, die dort bis zum Bau des Hauses im Talhof ihre Bildung holten. Seither dient es der Frauenarbeitschule. Sonst gab's entweder gar keine speziell zu diesem Zweck erstellte Bauten oder sie haben modernen Platz gemacht.

Zwei ganz besonders interessante Baudenkmäler, denen auch rechtsgeschichtliche Bedeutung zukommt, haben wir noch in der Nähe, die beiden Rats- oder richtiger Gerichtshäuser in Burgau und Schwänberg. Burgau, ein kleines abgelegenes Örtchen, jetzt zu Flawil gehörig, wird zum erstenmal urkundlich erwähnt anno 904. Es bildete ein geschlossenes Gemeinwesen mit eigenem Gericht.[1]) Seine Einwohner

[1]) Dr. Gmür, Flawil und seine Umgebung im Mittelalter. Aufsatz im „Volksfreund“ 1895. In desselben Verfassers: Rechtsquellen des Kantons St. Gallen, ist die Offnung Burgaus abgedruckt, ebenso in Jakob Grimms „Weisthümern“, 1840.

waren sogenannte freie Vogtleute, d. h. sie unterstanden der niederen Gerichtsbarkeit eines Vogtes oder Gerichtsherren. Diese Vogtei war Stammgut der Giele, wurde aber von Abt Ulrich Rösch 1486 für das Kloster St. Gallen erworben, nachdem er schon 1468 mit der Grafschaft Toggenburg die hohe Gerichtsbarkeit übernommen hatte. Die Gerichtsform blieb dieselbe; ihre bis dahin wohl nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten Rechte und Gebräuche wurden auf Veranlassung des gleichen Abtes gesammelt und niedergeschrieben und waren bis zur Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch.

Wer auf der Landstrasse von Flawil herkommt, dem fällt ein schönes altes Bauernhaus auf, gestrickt, mit breitem Giebel, langen Fensterreihen und reichen Klebvordächern. Umgeht man es auf dem alten Dorfsträsschen, so zeigt die jetzige Hinterseite ein durchaus anderes Bild. An das Strickhaus angebaut, steht auf starken eichenen Pfosten, gestelzt, ein prächtiger Riegelgiebel. Den Hauptstock nimmt eine grosse Stube und eine kleinere Nebenstube ein, drüber befindet sich eine grosse Giebelkammer. Die lange Fensterreihe der Stube und die dreiteilige Partie der Giebelkammer haben Zugladen zwischen Pilastern mit feinem Zahnschnittgesims, alles noch in gut erkennbarer, reich farbig ornamentaler Behandlung. Das Riegelwerk ist rot, die Felder weiss mit blaugrauer Einfassung, schwarzem Strich und schablonierter Rosette. Darunter steht auf den Putzfeldern der ganze Psalm 127: Wo der Herr nicht das Haus bauet etc. —.

Zuoberst ist die Jahrzahl 1639, in kleinem Schild Hauszeichen und Monogramm des Besitzers. Es ist seit Generationen in Händen der gleichen Familie Moosberger. Da an der Haustüre des Wohnhauses neben dem Datum 1632 dasselbe Monogramm steht, ist anzunehmen, der Besitzer habe an sein wenige Jahre altes Haus den Anbau zur Verfügung der Gemeinde erstellt, wohl mit dem Rechte teilweiser Mitbenützung. Die Stube ist hübsch getäfert. Büffet, Ofen und die etwas grössern, zwischen die Butzenscheiben der Fenster eingesetzten gemalten Rundscheiben sind verkauft worden. In der durch die Stelzung gebildeten Halle konnten sich die ankommenden Gerichtsteilnehmer wartend aufhalten, in der Gerichtsstube selbst scheint auch getafelt worden zu sein, das beweist das Büffet sowohl als ein in die Holzdecke über der gewöhnlichen Tischecke eingelegter Spruch:

WAN DV GESEN HAST VND SAT
WORDEN BIST SO HÜTE DICH
DAS DV DES HEREN DEINES GOTES
NIT VERGESEST
IM 5 BVCH MOSE AM 8 KAP.

Heute dient alles dem Besitzer als Vorratskammern.

Nicht weit entfernt liegt der weltverlorene reizende Weiler Schwänberg, an dem gegen die Glatt abfallenden Abhange auf Herisauer Gebiet. Jene Gegend soll von den frühesten Alamannen besiedelt worden sein, die schon lange vor Gallus dort sassen.[2]) Auch Schwänberg bildete ein Gericht freier Vogtleute, aber mit ziemlich wechselnder Herrschaft. Die letzten adeligen Vögte waren die Edeln von Rorschach, von denen 1390 das Meieramt Herisau und die Vogtei Schwänberg an Abt Kuno von St. Gallen übergieng. Beim Beginn der Feindseligkeiten gegen das Kloster haben die Männer der

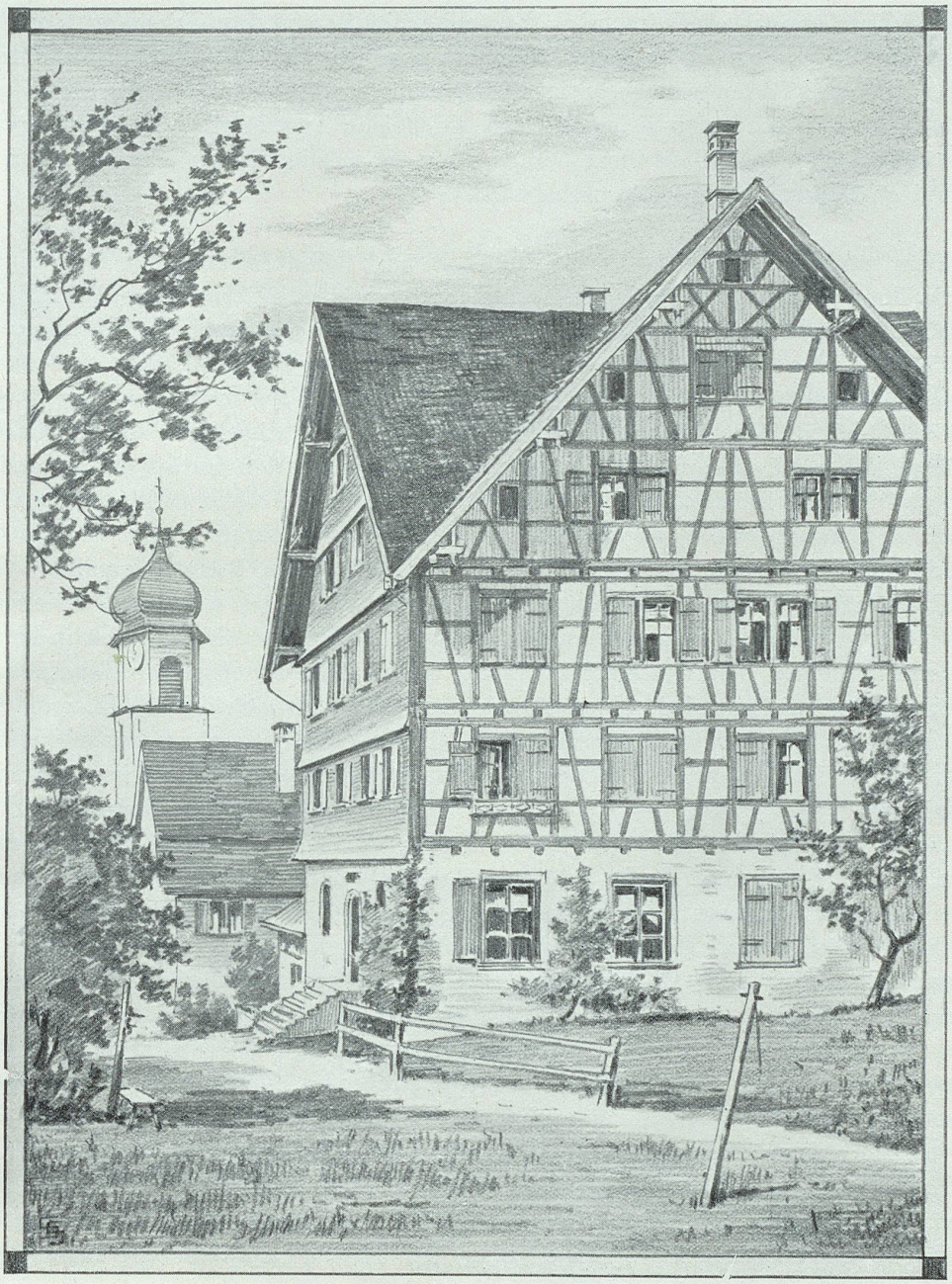
[2]) Götzinger, Altes und Neues, S. 35.

Gegend im dortigen Gerichtshaus den Anschluss an die Appenzeller beschlossen. Unter den Ansprüchen, die das Gottshaus 1419 den Eidgenossen gegen die Appenzeller vorträgt, findet sich auch die Vogtei zu Schwänberg, und am 9. Juli 1459 wird bei einer schiedsgerichtlichen Grenzbereinigung zwischen Kloster und Appenzell Schwänberg definitiv letzterem zugesprochen. Nun fügte sich das kleine Gemeinwesen dem neugebildeten grössern ein. Das jetzt bestehende Gerichts- oder Rathaus kann nicht viel älter sein als dasjenige zu Burgau. Wenn sich bisher auch keine Daten daran oder darüber fanden, so sagt der ganze Charakter des Baues, dass er frühestens aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammt. Wozu es damals überhaupt noch gebaut wurde, ist eine Frage, deren Beantwortung wir Andern überlassen müssen. Genug, es steht da, hoch und stattlich, in der Bauweise verwandt mit seinem kleineren Nachbarn und doch ganz verschieden. Auf massivem Erdgeschoss, das neben mächtigem Hausgang eine Käserei und ein jetzt als Webstube dienendes Vorderlokal enthält, erhebt sich der Riegelbau. Seine Fensterwagen haben fein in Renaissancestil ausgeführte Zugladen, die noch ein paar undeutliche Farbspuren aufweisen. Über diese weg gehen Klebvordächer auf ihren Anhängeböcken. Im ersten Stock sind zwei Wohnstuben, besonders die vordere aufs feinste getäfert mit Intarsien an Türen, Uhrkasten, Wandgutschi (das Büffet ist natürlich verhandelt). Die Nebenstube ist auf Täferung und Decke in einfachen Tönen gemalt, über den Türen finden sich zwei Familienwappen. Der oberste Stock diente der Öffentlichkeit, hinter dem grossen Quergang ein Abstandszimmer, vorn die mächtige Gerichtsstube. Ihre Wände weisen Riegelwerk in gleicher Behandlung auf, wie das Äussere, die Wandfelder sind weiss, die Balken rot und die Decke grün gestrichen. Der Boden besteht aus roten und grünen glasierten Plättchen, von denen einige wenige mit Tierfiguren und Ornamenten geschmückt sind. — Es ist also auch hier wieder, nur in etwas anderer Anordnung, Wohnhaus und Gemeindehaus miteinander verbunden, letzteres seit langem unbenutzt. Die alte Linde vor dem Hause mahnt ebenfalls an die frühere Form des Volksgerichtes unter freiem Himmel.

Andere, früher mehr als jetzt der Öffentlichkeit zugehörige Bauwerke können wir nur kurz erwähnen. Die Mühlen waren selten rein private Unternehmungen; entweder dienten sie der ganzen Gemeinde oder doch einer Korporation zu, oder sie waren „Zwingmühlen“, dem Grundherrn zu eigen, mit der Pflicht der Untertanen, nur dort mahlen zu lassen. Sie sind fast alle ihrem Zweck entfremdet, aber viele durch ihre versteckte Lage am Wasserlauf ziemlich erhalten geblieben. Das nächstliegende Beispiel kleiner, bäuerlicher Art ist die „Nordmühle“ beim Haggen, stolzer die Oberdorfermühle bei Oberberg.

Am imposantesten, fast schlossartig ragt die alte Andwilermühle, ohne Zweifel ein Zwing der ehemaligen Herrschaft Andwil, seit 1798 Wirtschaft zum Hirschen. Ein mächtiger Riegelbau auf massivem Unterstock, enthält sie Erdgeschossräume, in die ein zweispänniger Müllerwagen einfahren kann.

Auch die Wirtshäuser gehörten meist der Herrschaft. Schon genannt wurde die „Traube“ in Roggwil; ein grosser eigenartiger Riegelbau war das „Kreuz“ im Neudorf. Sind diese beiden Gebäude durch Restaurierung verdorben, so zeichnet sich durch tadellose Erhaltung, aber auch durch lustige Anwendung barocker Formen auf reinen Strickbau der



Hirschen in Andwil.

„Bären“ in Sturzenegg aus. In den Dörfern rund herum kennt der Leser noch manche trauliche Einkehr, die an alte Zeiten erinnert, ohne dass wir hier eine Liste darüber aufstellen.

Diese Bauten sind für uns von besonderem Interesse, weil sie so zu sagen die Monumentalbaukunst des Bauern uns vor Augen führen. Auch hier zeigt sich die ge-

staltende Kraft der alten Volkskunst. Es sind nicht Kopien von Schlössern oder städtischen Vorbildern, wie sie es heute unfehlbar sein würden. Sie stehen alle durchaus auf dem gleichen Boden wie die übrigen ländlichen Werke, nur auf etwas erhabenerem Standpunkt. So heben sich beispielsweise die beiden angeführten Gerichtshäuser dadurch kräftig über ihre Umgebung heraus, dass sie in Riegelwerk statt der dort ortsüblichen gestrickten Manier aufgeführt sind.

* * *

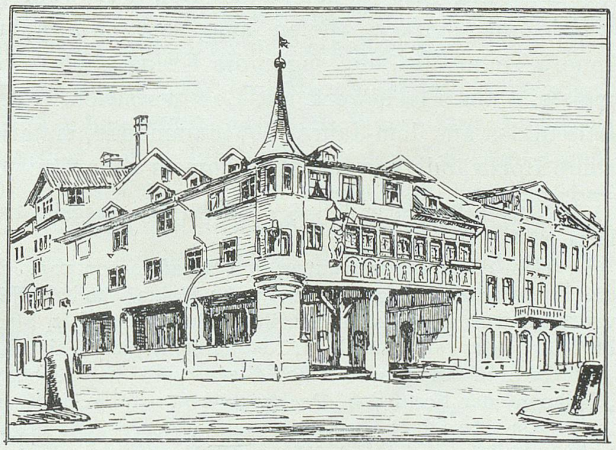
Dem modernen Menschen steht die Welt nach allen Seiten hin offen. Er fühlt sich als ihr unumschränkter Beherrscher. Er glaubt, in voller Unabhängigkeit über alle ihre Mittel zu verfügen. Er macht sich alle Naturkräfte dienstbar, überspannt Land und Meer mit den Funken seiner Depeschen. Für seine Werke holt er sich das ihm passend Scheinende aus allen Himmelsgegenden. Seine Villa ist englisch komfortabel, das Vorbild seines Geschäftshauses steht in Berlin. Das flache Dach des Südens deckt das Hotel, das breit und protzig die braunen, steinbeschwerten Hütten des Alpendorfes überragt. Norddeutschen Backsteinbau verpflanzt er ins Voralpenland. Es wird ihm schwer, zu glauben, wie stark der Mensch trotzdem heute noch an der Scholle hängt und wie mächtig ihn gar die ältere Zeit an die heimatlichen Formen fesselte.

Die genauere Betrachtung der menschlichen Behausung, wie wir sie in Vorstehendem durchzuführen versuchten, zeigt es uns. Fast wie die Pflanze lässt sie sich in Familien und Arten einteilen. Nicht viel grösser ist der Unterschied der einzelnen Hausexemplare als derjenige der Pflanzenindividuen der gleichen Art unter sich. Jeder Einzelne baute wohl für sich, so wie er ganz speziell das Bedürfnis empfand; aber dieses Empfinden ist beeinflusst durch tausend Rücksichten, bewusst oder unbewusst. Klima und Bodenbeschaffenheit, Art und Weise des landwirtschaftlichen Betriebes, vorhandenes Baumaterial und dergleichen geben das äussere Gepräge; Handwerksgebrauch und Gewohnheit, „was da Bruch und Recht ist“, und Anhänglichkeit an das Alte oder auch im Gegensatz dazu bewusste Fortschrittlichkeit bestimmen die innere Einrichtung. Jeder einzelne baut mit seinem Hause an der Entwicklung des Gesamtcharakters weiter, freilich nur in ganz kleinen, oft fast unmerklichen Schritten. Aber jeder Schritt der allgemeinen Entwicklung, jeder Fortschritt der Kultur trägt auch einen Baustein zum Hause hinzu. Der Ofen macht es zum wirklich behaglichen Heim, Feinschindel und Nagel verändern seine äussere Erscheinung. Einzelne strebsame oder geniale Köpfe bringen grössere, von ihnen selbst oft kaum geahnte Bewegungen in den langsamen Gang der Entwicklung. Als jene unternehmenden Männer des 16. Jahrhunderts Leinwandfabrikation und Handel auf eigene Rechnung zu betreiben wagten, dachten sie sicher nicht, wie gewaltig sie damit in die Kulturgeschichte ihres Appenzellerländchens eingriffen. Und doch haben die Folgen ihrer Unternehmung den ganzen Charakter des Landes bis in seine äussere Erscheinung hinaus vollständig geändert. Genaues, eingehendes Studium des menschlichen Hauses ist also ein vollberechtigtes, wertvolles Glied im grossen Ganzen geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Arbeit.

VI.

Werfen wir noch einen Blick auf die Stadt St. Gallen selbst. Der Bürger der Stadt stand etwas freier zu seinem Hause als der Landmann der alten Zeit. Seine Berufs- und Lebensverhältnisse waren mannigfaltiger Art. Ackerbürger, wie sie zum grossen Teil die Einwohnerschaft so manchen schwäbischen Städtchens ausmachten, kannte St. Gallen nicht. So finden sich keine der dort so häufigen Häuser, in denen das Erdgeschoss die Ställe und der Dachraum die Speicherräume aufnahmen, während die Wohnung sich in die Stockwerke zwischen beiden zusammendrängt. Das ganz Eigenartige an unserer Stadt ist gerade das, dass sie ausschliesslich städtisches Gemeinwesen war, ohne jeden Landbesitz. Die kleinen Anfänge, die sie zur Erwerbung eines Gebietes gemacht hatte, nahmen ein jähes Ende mit dem Rorschacherhandel, bei dem sie den vier Orten als Kriegsentschädigung das ihr gehörige Schloss Oberberg samt den Gerichten zu Oberdorf und Andwil, sowie das Gredhaus in Steinach samt Zoll und allen Gerechtigkeiten auf Ober- und Niedersteinach abtreten musste (1490). Alles gieng sofort an den Abt über. So konnte sie nie, wie etwa Bern, in behaglicher Ruhe vom Ertrage der Arbeit ihrer ländlichen Untertanen dahinleben; sie beschränkt sich auf langsame, aber sichere Äufnung öffentlichen und privaten Vermögens. Hier galt es, tüchtig mit eigener Hand ums tägliche Brot schaffen. Darum hatten die Bürger schon im 12. Jahrhundert ihre Industrietätigkeit begonnen, die sich im Laufe des 15. Jahrhunderts durch die Verlegung des Zentrums des Leinwandhandels von Konstanz hieher zum grossen Welthandel ausgestaltete.

St. Gallen besass, wie jede Stadt, die zahlreichen Handwerke der früheren Zeit, die sowohl die Bürgerschaft selbst, als auch die benachbarten Bauern mit dem für das tägliche Leben Notwendigen versorgten. Aber daneben gab es viele Bürger, deren ausschliessliche Tätigkeit auf Herstellung, Veredelung, Kauf und Verkauf der Leinwand gerichtet war. So entstanden auch mancherlei verschiedene Ansprüche an Haus und Bauwerk. So mannigfaltig wie heute waren die Bauten trotzdem nicht, weil für sehr vieles die Öffentlichkeit eintrat. Der Metzger schlachtete und verkaufte in der städtischen Metzg, sogar der Brot-



Zunfthaus zum Bären mit der Brotlaube, später Libetbänke.

verkauf gieng lange unter der gemeinsamen „Brotlaube“ vor sich. Noch mehr dienten der Industrie zahlreiche öffentliche Einrichtungen: Walke, Bleichereigebäude, Tuchhaus, Waghaus etc., so dass der einzelne sich nicht so sehr auf seinen Beruf einzurichten brauchte. Zudem behalf man sich in einfachster Weise. Wenn ein nasser Herbst das Trocknen der Tücher auf der Bleiche unmöglich machte, so hieng man sie in die grossen Wirtstuben der Zunfthäuser und heizte den Ofen tüchtig. Und die Waschküche, das „Buchhus“, in der sonst Hemden und Bett-Tücher gewaschen wurden, diente auch zur grossen geschäftlichen Garnwäsche.[1])

Dazu kam die Kleinheit der Bauplätze, durch die engen Ringmauern bedingt. Alles wirkte zusammen, so dass schliesslich auch in der Stadt ein ganz bestimmter Typus des durchschnittlichen Bürgerhauses sich herausbildete, an älteren Häusern noch deutlich erkennbar. Besonders vor den grossen Bränden müssen sie sich noch mehr geglichen haben als später.

So wenig wie auf dem Lande haben wir in der Stadt wirklich alte Häuser, wenn auch immerhin die Daten weiter zurück reichen als draussen. Fast mussten die Bürger die Jahrhundertwende mit Sorge nahen sehen, dreimal folgte vollständige Vernichtung. Am 2. Mai 1215 verbrannte die ganze Stadt, nur sechs Häuser im „Loch“ und das Kloster blieben verschont. 99 Jahre darauf, 1314, fiel wieder die ganze Stadt in Asche; diesmal wurde auch das Kloster nicht verschont, nur die sechs Häuser im „Loch“ rettete wieder ihre etwas isolierte Lage. Damit aber auch dort aufgeräumt werde, brach 1368 ein Brand im Loch aus und nahm seinen Weg bis zum Neubad hinunter.

Wieder brachte das Jahrhundert, diesmal 1418 abwartend, eine grosse Einäscherung der ganzen Stadt bis auf 17 Häuser im Loch. Und schliesslich zerstörte die Bürgerschaft selbst anno 1490 die Vorstädte vor Platz- und Multertor, die Häuser ausserhalb der Speiservorstadt und am Hauptlisberg durch Feuer, im ganzen 84 Firste. Sie sollten nicht den belagernden Eidgenossen zu Deckung und Obdach dienen.

Bis zum Brande von 1418 waren die Häuser fast ausschliesslich aus Holz gebaut und mit Schindeln gedeckt. Es mögen vielfach noch „Schwerdächer“ gewesen sein.[2]) Die Konstruktionsart der Holzbauten war wohl gemischt, Ständerbau, dessen Aussenwände mit starken Dielen ausgesetzt waren, und leicht ausgemauerter Riegelbau. Innere Teilungswände, sogar die Grenzwände zwischen zwei Nachbarbauten bestanden meistens aus Flechtwerk mit Lehmverstrich. Nur ein einziger Ständerbau ist noch erhalten, das aus dem Jahre 1500 stammende, malerisch überhängende Haus hinterm Turm, seine Holzwände wurden aber damals schon mit Ziegelplättchen benagelt und verputzt.

[1]) Sabbata. Siehe dort (S. 479 der neuen Ausgabe, 1902) die Schilderung der Brunst im Friedrichshaus im Loch.

[2]) In einer Bauverordnung von Schaffhausen vom Jahre 1342 wird verlangt, dass zur Befestigung der Dachschindeln künftig nicht mehr Steine, sondern Nägel verwendet werden sollen. Den Bürgern von Genf wurde 1387 verboten, ihre Häuser aus Holz, Stroh und Laub zu bauen (Die Schweizerstädte im Mittelalter, von Prof. Rahn, Neujahrsblatt des Waisenhauses Zürich für 1889).

In Bern fanden sich neben Ziegel- und Strohdächern auch viele Schindeldächer. 1448 kommt im „Tellbuch“ der Beruf des „Dachnaglers“ vor (E. v. Rodt, Bern im 15. Jahrhundert).

Wenn berichtet wird, dass die Klostergebäude etwa im 11. Jahrhundert mit eichenen Schindeln bedeckt waren, so ist vielleicht anzunehmen, auch diese Dächer seien Schwerdächer gewesen. Denn das Nageln des harten und sehr leicht spaltenden Eichenholzes wäre eine schwierige Arbeit gewesen.

Rutenwände finden sich noch häufig, sie müssen noch lange im Gebrauch geblieben sein. Von 1418 an begannen die Wohlhabenderen in Stein zu bauen. Die Bauweise des Mittelstandes blieb das Riegelwerk bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein. Um aber die Schindeldächer zu beseitigen, schenkte bei jenem Wiederaufbau die Stadt zu jedem neuen Dach die nötigen Ziegel. Trotzdem musste noch 1586 das Bauamt beauftragt werden, alle in der Stadt befindlichen Schindeldächer zu verzeigen, um die gefährlichen durch harte Bedachung zu ersetzen. Und 1589 erkannte der Rat, es solle den Burgern, die in den Stadtgerichten bauen oder anstatt schon bestehender Schindeldächer Ziegeldächer erstellen lassen wollen, für die Wohnhäuser die Ziegel zum halben Dach gratis aus dem Bauamt gegeben werden.[2])

Schauen wir uns ein solches Bürgerhaus etwas näher an. Es war meistens sehr schmal, an beiden Seiten an Nachbarhäuser angebaut, hatte also nur vorn gegen die Strasse und hinten gegen Hof oder Garten Fenster.

Von der Strasse tritt man durch eine oft rund- oder flachbogige Haustüre in den schmalen Hausgang, der nur durch eine kleine Öffnung über oder neben der Türe ein wenig Licht empfängt. Neben diesem liegt ein in der Regel überwölbter Raum, der durch ein vergittertes Fenster von der Strasse her erhellt wird und den verschiedensten Berufszwecken dient: er ist Werkstatt des Handwerkers, Verkaufsraum des Krämers, Warenmagazin, Schreibstube, Apotheke. Beim Bäcker wurde er mit einem kleinen, aussen von dem Erker oder einem Vordächlein überdeckten Schiebfensterchen versehen, durch das die auf eine Vorstufe tretenden Kunden bequem bedient werden konnten. Noch vorhanden, wenn auch in modernisierter Form und Gebrauchsweise, ist dieses Fensterchen am Hause zum „Vögeli“ an der Speisergasse, das im Jahre 1625 erbaut wurde.

Wenn dieser Raum als Verkaufsmagazin des Krämers, Tuchhändlers oder dergleichen diente, so war der Fensterladen oft so eingerichtet, dass er, anstatt rechts und links, auf- und abwärts klappte. Die untere Hälfte diente dann als Auslagetisch, die obere als Schutzdach, wie heute noch am Jahrmarktstand. Alte Bilder zeigen diese Einrichtung noch. Man legte also seine Waren „auf dem Laden“ aus, wie heute „im Laden“, der wohl von dieser alten Einrichtung seinen Namen erhalten hat.

An diesen vordern Raum schliesst sich ein hinterer an. Manchmal fast kellerartig, manchmal wohnlicher, dient auch dieser vielfachen Bedürfnissen, als Werkstätte, Magazin, Hinterstübchen. In vielen Häusern mag dort durch Jahrhunderte der Webstuhl seine eintönige Melodie geklappert haben. Der Hausgang führt zur Treppe, die gerade oder gewunden zu den Oberstöcken leitet. Als vornehm galt eine steinerne Wendeltreppe, wie sie noch im „Handelshaus“ an der Marktgasse und im jetzigen Stadthaus zu finden ist und bis vor kurzem im Hause zur „Stärke“ an der Rosengasse eingebaut war.

Im ersten Stock liegen dann die eigentlichen Wohnräume, in ähnlicher Anordnung wie im Bauernhaus: vorn an der Strassenfront die Wohnstube, deren ganze Vorderwand in Fenster aufgelöst ist, daneben, je nach der Breite des Hauses, eine schmälere oder breitere Nebenstube, neben der Treppe in der dunkeln Hausmitte die Küche, die

[2]) A. Naef, Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen, 1867, S. 27.

früher wohl oft ohne Scheidewand, einfach in den Gang eingeordnet war, später aber mit einer leichten Wand oder auch nur mit Lattengitter abgeschlossen wurde.

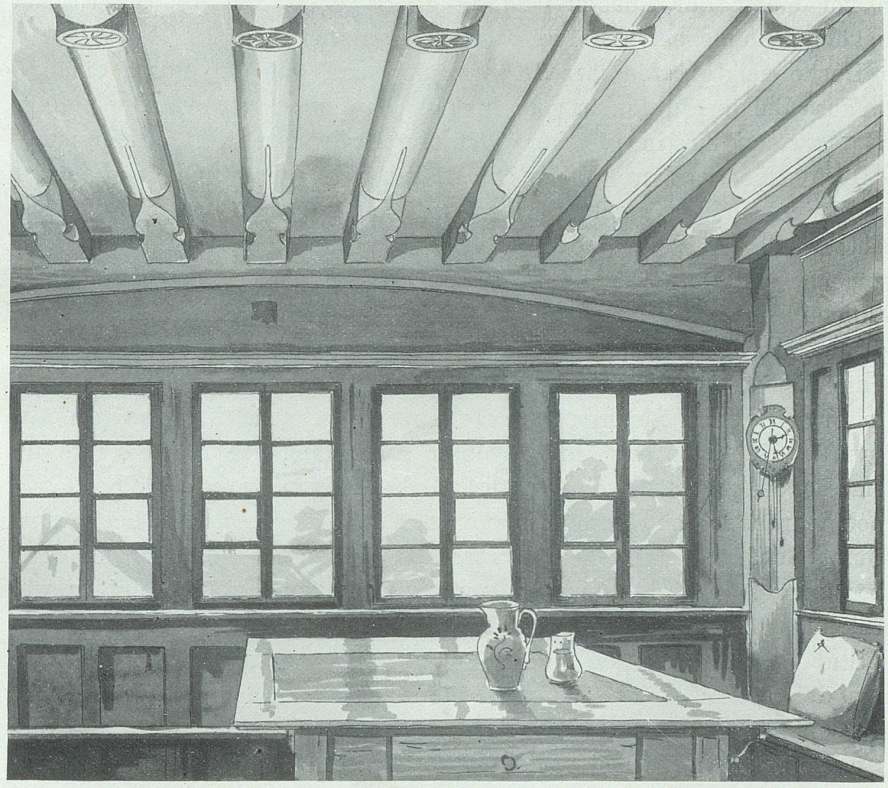
An der Rückseite liegen noch eine oder zwei Schlafkammern. Die obern Etagen enthalten weitere Schlafkammern für Kinder, Gesinde, Gesellen und andere Hausgenossen, Vorratskammern für Haus und Beruf, grosse Dachräume für „Holz und Büscheli“ und alles mögliche. Ein kleiner Dachaufbau mit grossem Flügeltor enthielt eine mächtige Aufzugwinde, welche alle diese Vorräte langsam und knarrend von der Strasse unters schützende Dach herauf zu holen hatte.

Man lebte noch nicht so von der Hand in den Mund wie heute. Ein rechter Hausvater versah sich für das ganze Jahr mit dem nötigen Brennstoff, jedes Haus war mit Korn für ein bis zwei Jahre versorgt, Kerzen, Seife, Hanf, Wolle, Dörrobst, alles lag auf lange hinaus bereit. Immer aber diente das Haus einer einzigen Familie. Man wohnte dicht gedrängt neben- und übereinander, nicht, wie wir heute, in abgeschlossener Etagenwohnung, die alle Räume auf einen Boden vereinigt, dass man so hübsch ohne Treppensteigen haushalten kann. Unsere Urgrosseltern hätten unsern Begriff von Komfort nicht verstanden, der uns mit Dutzenden von gänzlich Unbekannten zusammen in ein Haus würfelt. Ihnen war das eigene Haus das Ideal, und das Treppensteigen vom Keller zur Küche, von der Küche zum Holzraum im Dach, von der Wohnstube zur Bubenkammer im dritten Stock eine gesunde Gymnastik.

War das Haus breiter angelegt, so kam das Mehr an Raum in erster Linie dem Hausgang zugute. Dort hieng dann an starkem Haken von der Decke herunter die mächtige Schalenwage zum Wägen der Leinwandballen, da hantierten die Knechte und verpackten die Ware zur grossen Reise nach Lyon und Venedig. Ein Fensterchen in der Scheidewand erlaubte dem Herrn die Beaufsichtigung ihrer Arbeit von seinem Pult aus. — Giengen die Räume noch mehr in die Breite, so gab es ein zweites Gewölbe auf der andern Seite des Ganges, das dann mit schweren, oft reich geschmiedeten Eisentüren verschlossen, als Warenmagazin diente. Hier finden sich noch tiefe Mauernischen, ebenfalls mit eiserner Türe und künstlichen Schlössern, die den Dienst unserer heutigen feuerfesten Kassenschränke versahen. Ein Beispiel der erstern Anlage ist das Haus zur Stärke; die grössere Form ist erhalten in den zwei Häusern Nr. 6 und 8 Hinterlauben und ganz besonders stattlich in der „Grünen Türe“ an der Webergasse. Die „Jägerei“ am Gallusplatz zeigt sogar drei solche gewölbte Magazine übereinander, einen eigentlichen Tresorturm ins Haus eingebaut.

An der Stelle dieser stattlichen, massiven Häuser standen früher oft noch mehrere der kleinen, schmalen Holzhäuschen. So finden sich für Hinterlauben Nr. 6 noch alte Hausbriefe, nach denen 1581 Jakob Ramsauer zu seinem Hause dasjenige seines Schwagers Vittler kauft, um an Stelle beider das jetzige Gebäude zu errichten. Die interessanteste Anlage eines grossen Handelshauses für die alten Bedürfnisse ist in den früher zusammengehörenden Häusern zum Kamel an der Marktgasse und Kamelhof an der Multergasse in der Hauptsache noch deutlich erkennbar auf uns gekommen. Der Hauptteil liegt an der Marktgasse. Der eine Laden unter dem Erker bildete das grosse Warenlager, dessen Gewölbe erst vor wenigen Jahren heruntergeschlagen wurde. Daneben führte eine grosse Einfahrt in den Hof (jetzt ist sie schon lange zum zweiten Laden

ausgebaut und dadurch dem Hause der Zugang von der Marktgasse her genommen). Im Hofe steht noch der stattliche runde Treppenturm mit „Wendelstein“ zu den obern Stockwerken. Diese Einfahrt diente den grossen Wagen, die schwer bepackt mit den Gütern des Welthandels von weiter Reise zurückkehrten. Der Hof ist aber zu enge, um ein Manöverieren zu gestatten. Darum hatte er einen schmalen Ausgang nach der Multergasse hin, durch den man die Pferde einzeln ab- und zuführen konnte. Im Erdgeschoss des Kamelhofes lagen Schreibstuben mit grossen Bogenfenstern gegen den Hof, durch die oftmals ein lebhaftes Treiben beaufsichtigt werden konnte. War der



Stube mit Schossdecke.

Wagen abgeladen, die Waren kontrolliert und geborgen, so hoben ihn die kräftigen Fäuste der Knechte auf und drehten ihn um, beluden ihn mit den Leinwandballen St. Gallens und zogen die Blahen fest und sturmsicher darüber. Dann konnte die Reise in die weite Welt wieder beginnen. Solche in sich geschlossene Geschäftsanlagen sind sonst hier keine weiteren nachzuweisen; dass sie aber das Ideal der alten Zeit waren, beweist eines der Zellweger'schen Häuser in Trogen, das noch im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in ganz gleicher Weise angeordnet wurde.

Wie sah es nun im Innern des alten Bürgerhauses aus? Die Parterreräume waren höchst einfach gehalten, Wände und Gewölbe weiss getüncht, die Böden hatten oft das gleiche Pflaster von Kugelsteinen wie die Strasse, oder einen Belag von Sandstein oder

roten Ziegelplättchen. Der beste Raum des Hauses war immer die Wohnstube. Neben der Türe stand der mächtige Kachelofen, grün glasiert oder farbig gemalt, mit Ofenbank und Ofentritt, der oft als intimes Treppchen zum Schlafzimmer im Oberstock diente. Die Öffnung in der Decke war mit einer Falle verschliessbar. Diese oder auch nur ein kleiner Schieber gestatteten der Hausmutter, die Wärme des einzigen Ofens im Hause auch jener Oberstube zukommen zu lassen. Die Wand gegen die Strasse war vollständig in Fenster aufgelöst, zwischen die sich oft der Erker in irgend einer seiner verschiedenen Formen einschob. Die kleinste Form bestand einfach aus einem Glashäuschen vor einem der Fenster, gerade gross genug, um die Strasse auf und ab sehen zu können, ohne einen Flügel öffnen zu müssen.

Die Decke zeigte offen ihre Konstruktion und gab der Stube einen besondern Schmuck. Ihre Balken wurden in sehr kleinen Abständen von einander verlegt, so dass zwischen je zweien ein in gleicher Richtung laufendes Brett „eingenutet“ werden konnte. Die untere sichtbare Hälfte der Balken wurde halbrund bearbeitet, der Übergang vom Viereck in die Rundung hübsch geschnitzt, meist herzförmig. Diese Decken lagen nicht auf der Aussenwand auf, sondern auf einem eigenen Querträger, der oft wieder seine besondern stützenden Säulen in der Wand hatte. Letztere war also nicht das eigentliche Konstruktionselement wie sonst, sie bildete lediglich den Verschluss des Raumes; ganz ähnlich wie beim gotischen Kirchenbau das tragende System vollständig aus den die Gewölberippen aufnehmenden Strebepfeilern bestand, zwischen denen die Wände nur als leichte Füllungen eingestellt waren. Solche Schossdecken, wie sie genannt wurden, kommen auch in gewölbter Anordnung vor, so dass ihre Wandträger in flachem Bogen gearbeitet sind, während die Balken gerade bleiben. Eine solche ist jetzt noch vorhanden im „Rosenstock“ an der Schmiedgasse, eine flache unter andern im „Goldenen Schäfli“ an der Metzgergasse. Ursprünglich behielten sie den Naturton des Holzes oder sie wurden farbig bemalt, die Balken rot, die Felder weiss. Erst später erhielten sie die jetzige Kalkweisselung.

Die Stubenwände waren früher wohl noch nicht allgemein vertäfert. Im untern Teil, längs der Bänke mögen Teppiche den nötigen Schutz gegen Kälte vermittelt haben; der obere Teil war geweisst oder gemalt. Einige Reste solcher Wandmalerei sind uns noch bei Umbauarbeiten begegnet. In der Nebenstube des Hauses Speisergasse Nr. 27 fand sich hinter späterer Täferung eine ganze Wand mit ihrer alten Malerei noch zum guten Teil erhalten. Auf weissem, mit grauem Fries umzogenem Grund schwangen sich rot gezeichnete Ranken mit rebenartigen Blättern. Durch diese Ranken schritt ein lebensgrosser Jägersmann mit breitem Hut und geschultertem Kreuzspiess, in ein langes Horn stossend. Vor ihm rannte ein gelbbrauner Hund, und über ihm sass eine Amsel mit gelbem Schnabel: alles mit schwarzen Konturen und Schraffierstrichen und flachen, leichten, durchsichtigen Farbentönen sicher und keck auf den Kalkgrund gesetzt. Welches Wild er jagte, war nicht mehr zu erkennen.

Im ersten Stock der Engelapotheke entdeckten die Arbeiter einen Fries, den obern Drittel der Wand einnehmend. Durch grau und schwarz gemalte Ornamentstreifen war er in drei Teile geteilt. Im ersten Feld stand Christus mit dem Kreuz in der Linken, die Rechte hoch empor haltend, in rotem Kleid mit weiten Ärmeln. Ein Spruchband

über dem Feld trug eine Inschrift, von der aber nur noch einige Buchstaben und das Monogramm des Malers H G vorhanden waren. Im Mittelfelde zerriss Simson mit kräftigem Griff den Löwen, der die rechte Vordertatze in sein Bein eingeschlagen hatte. Das dritte Feld war ganz zerstört. Das Haus wurde etwa um 1620 von dem Zinngiesser David Kunz gebaut, der von 1592 bis 1664 lebte.

Früh schon muss in St. Gallen die Täferung üblich geworden sein, zuerst einfache Bretterbekleidung mit Fugenleisten, deren oberer Abschluss gerne ein flach geschnitzter Fries bildete. Im Hause zum „goldenen Hirschen" an der Speisergasse, wo jetzt die Creditanstalt steht, fand sich ein solcher. Das historische Museum verwahrt ihn. Später wurde die Täferung in Rahmenwerk, mit eingenuteten Füllungen hergestellt und in einfacher oder reicherer Weise mit Marqueterie und Intarsia geschmückt. Erhalten blieben solche Beispiele nur unter dicken Ölfarbschichten, besonders schön im „Kranich" (Goliatgasse), einfacher in der „Wahrheit" am Gallusplatz, und vielleicht noch da und dort, ohne dass der glückliche Besitzer eine Ahnung davon hat. Das schönste Bild einer so behandelten Stube gibt das St. Gallerstübchen im historischen Museum, dessen Täferung aus dem alten Rathause stammt. Tafel- und Rahmenwerk trat auch an der Decke an Stelle der sichtbaren Balkenlagen.

All dieses schöne Holzwerk zeigte den Naturton. Sein Hauptreiz lag im Spiel der Holzmaserung und im Wechsel der Farbe heller und dunkler Holzarten. Das 17. Jahrhundert pflegte diese Kunstschreinerei besonders. Daneben her gieng aber immer auch farbige Behandlung. Von gemalten Täferungen blieb uns in der Stadt nichts erhalten, nur ein paar kleine Reste finden sich noch in dem alten Hause auf Hofstetten, das jetzt zur Gärtnerei Wartmann gehört. Die Überlieferung aber weiss von einer Oberstube zu berichten, in der die ganze Geschichte des Propheten Jonas auf ein älteres Täfer gemalt war, rund herum alle Wände füllend. Der junge Bürger, dem das Zimmer zugewiesen war, fürchtete sich aber so sehr vor dem schrecklichen Wallfisch, dass der gute Vater die ganze Herrlichkeit hellgrau übermalen lassen musste.

Die Kammern der oberen Stockwerke hätten in ihrer höchst einfachen Ausstattung unsern Ansprüchen nicht genügt. Der Boden aus roten Ziegelplättchen war vor den Betten mit einer dicken Strohmatte belegt. Die Wände zeigten die Riegelung der Aussenseite des Hauses: weiss geputzte Felder, grau gestrichenes Holzwerk, diese beiden Farben durch einen schwarzen Strich getrennt. Die Decke bestand aus den tragenden Balken und der Untersicht des darüberliegenden Bodens, entweder roh gelassen oder einfach farbig: die Balken rot, die Felder grün oder weiss. Ofenlos, mit schlecht schliessenden Fenstern mit Butzenscheiben in Bleifassung, förderten diese Schlafräume keinerlei Verweichlichung.

Zu oberst im Hause fand sich oft noch ein Raum, dessen Bedeutung uns heute kaum mehr verständlich ist, die sogenannte Luststube. Mit möglichst vielen, die Aussicht über die Dächer und Mauern nach den grünen Hügeln und der blauen Ferne vermittelnden Fenstern versehen, diente sie verschiedenen Zwecken. Oft war sie ein eigentlicher Gesellschaftssaal, fast den ganzen Oberstock einnehmend (so im kleinen Bürgli, wo jetzt das Knabenrealschulhaus steht), oft nur ein kleineres Gemach, in dem sich wenige Personen zu freundschaftlich vertraulicher Aussprache zusammenfinden konnten. Alte Tagebücher berichten, wie man sich gerne in ernsten Stunden ganz allein dort

hinauf zurückzog, seine Gedanken sammelnd, betend, träumend. Es entsprach ganz dem Wesen des 18. Jahrhunderts, aber auch noch dem unserer Grossväter, dort oben zu sitzen, sich hoch über dem Gewühl der Strasse zu fühlen, aus der kleinbürgerlichen Enge sich hinauszuträumen und seine Gedanken in schöner zierlicher Form dem Heiligtum seines Tagebuches anzuvertrauen. In dem alten Hause von Müller, Dachdecker, an dessen Stelle jetzt die Postfiliale Linsebühl steht, hatte diese Stube im Querhaus eine lustig barock gemalte Balkendecke, mit schwebenden Putten belebt.

Im 19. Jahrhundert kam über alles die Nüchternheit. Die schönen dunklen Täferungen, die alten farbenfreudigen Malereien wurden „freundlich" hellgrau übermalt, die Riegelwände „artig" tapeziert, die Balkendecken unter eine flache geweisselte Gipsfläche verborgen, die Luststuben zu brauchbaren Zimmern abgeteilt. Besonders den Erdgeschossen in ihrer alten Form ging's ans Leben; kaum eines ist zu finden, das nicht sein stolzes Schaufenster erhalten hat, oft sogar da, wo das alte Fenster dem heutigen Gebrauch viel besser entsprochen hätte.

Aus dem gleichen Grunde ist auch vom äussern Bilde der Häuser und damit der ganzen Gassen so wenig auf uns gekommen. Lediglich einige alte, im Detail nicht allzu zuverlässige Bilder lassen die Fröhlichkeit des frühern „Stadtgesichts" ahnen; nur dessen ernste Partien sind uns erhalten: die schweren, alten gemauerten Gebäude mit ihren gekuppelten Fenstern, die noch in später Zeit ihre gotische Profilierung aufweisen. Rosenstock, Handelshaus, Flasche, Bierfalken, die ganze Reihe Hinterlauben, das Schlössli an der Speisergasse, sie alle sorgten für wuchtige Ruhe im lebhaft bewegten Reigen. Weitaus die meisten übrigen Häuser zeigten das unverdeckte Riegelwerk mit hellen Putzflächen dazwischen, rot oder graublau gestrichen, unter den langen Fensterreihen in reicher, gekreuzter und geschwungener Anordnung. Sehr häufig müssen auch in der Stadt die Zugladeneinrichtungen mit ihren Schutztäferungen und Seitenverzierungen gewesen sein. Bilder des alten Zunfthauses zum „Bären" an der Ecke der Multer- und Marktgasse zeigen diese noch in farbenreicher Bemalung, ebenso solche vom „Strauss" an der Webergasse. Denkt man sich dazu auch an massiven Häusern die Fensterladen mit Flammen-, Rauten- und Wellenmustern, oder mit allerlei, oft heraldischem Ornamentwerk in kräftigen Farben gemalt, so müssen die engen, gewundenen Gassen in heller Sonne ein ganz eigenartiges, lustig frohes Gesicht gemacht haben. Es muss prächtig gestimmt haben zu den viel farbigeren Trachten der Bewohner und der Marktbesucher, den roten Schutzdecken der Saumrosse und ihrem hellen Geklingel. Heute kommt noch hie und da bei den in St. Gallen so häufigen „Abeputzeten" ein Stücklein rotes Riegelwerk zum Vorschein, ein alter Brettladen lässt unter der grauen oder grünen Farbe ein paar Einkritzungen erkennen, welche die frühere Flammenbemalung begrenzten. Die schön geschnitzten Erker sind die einzigen Zeugen der verschwundenen Pracht, aber auch ihre Farben sind unter später aufgetragenen grauen Schichten verhüllt. Der letzte Zeuge der alten Zeit, der noch das ursprüngliche Farbenkleid trug, fiel etwa 1872 dem Abbruch anheim und machte einem Neubau Platz, der jetzt der Herberge zur Heimat dient, es war das „rote Haus im Loch", langjähriger Sitz der Familie Bernet.

gez. v. C. Elsener 1863.

copiert v. S. Schlatter 1907.

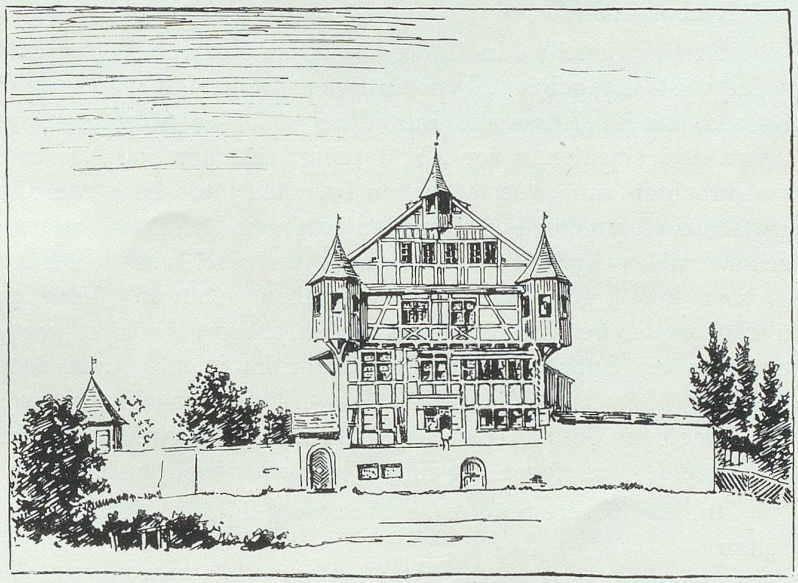
Haus im Loch, wie es im Hornung 1863 beschaffen gewesen.

Original in der Stadtbibliothek.

BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE., ST. GALLEN.

VII.

Eng und beschränkt erscheint uns heute das Leben unserer Altvordern in ihren schmalen Häusern und engen Gassen, im festgeschlossenen Ring der Stadtmauern, an deren Toren der Verkehr strenger Kontrolle unterlag. Tausende von ihnen kamen in ihrem Leben kaum über die Stadtgerichte hinaus; Vergnügungsreisen, Bergsport, Sommerfrische waren unbekannte Grössen. Und dennoch waren unsere Grossmütter lange nicht so eingesperrt in vier Etagenwände und angewiesen auf die ausgebrauchte Luft weniger Zimmer, wie wir es sind und wie wir es von ihnen meinen. Die meisten Häusergruppen der Altstadt, etwa Multergasse und Schmidgasse ausgenommen, besassen an der Hinterseite ein kleines grünes Plätzchen. Heute noch, wo manches Hinter- und Zwischengebäude sich eingeschoben hat, ist man oft ganz verwundert über das fröhliche Grün, das sich unversehens im Innern der Häuserkomplexe auftut. Gebüsch, einzelne Bäume, grüne Lauben und sogar Blumenflor werden liebevoll und zärtlich gepflegt, und die Stadtkinder haben von jeher ihr Reich des Spiels und der abendlichen Freude in diese kleinen Oasen gelegt. Dann führten wirtschaftliche Anlässe die Frauen und Mägde vielfach ins Freie. Draussen vor der Stadt bot der Brühl den allgemeinen Aufhängeplatz für die Hauswäsche, dehnten sich weit hinaus die Bleichen, auf denen es Arbeit in Fülle gab. Und an den Hängen der Bernegg, auf Scheitlinsbühel, im Linsebühlgut, und später ausserhalb des Frongartens lagen die treu gepflegten, lockenden Pflanzgärten, die „Gemeindsböden", auf denen der Bürger seinen Bedarf an Gemüse zog. Wie viel freundliche Erinnerung lebt noch in unsern Vätern und Grossvätern an diese Nachmittage und Abende, die sie mit der Mutter im „Pflanzplätz" verbrachten, bei den Wassergräben und Wasserfässern, die Molche und Frösche und anderes Gezappel beherbergten. Man dehnte das enge, schmale, all-



Leon Hildbrand fec. Das Schlössli auf dem Rosenberg. S. Schlatter cop.

tägliche Stadtleben weiter aus als jetzt; man war noch nachbarlich daheim, ganz St. Gallen lebte gemeinsamer. Das Grün ragte überall hinein, man wanderte zu ihm hinaus und lebte in beinahe ländlicher Freiheit.

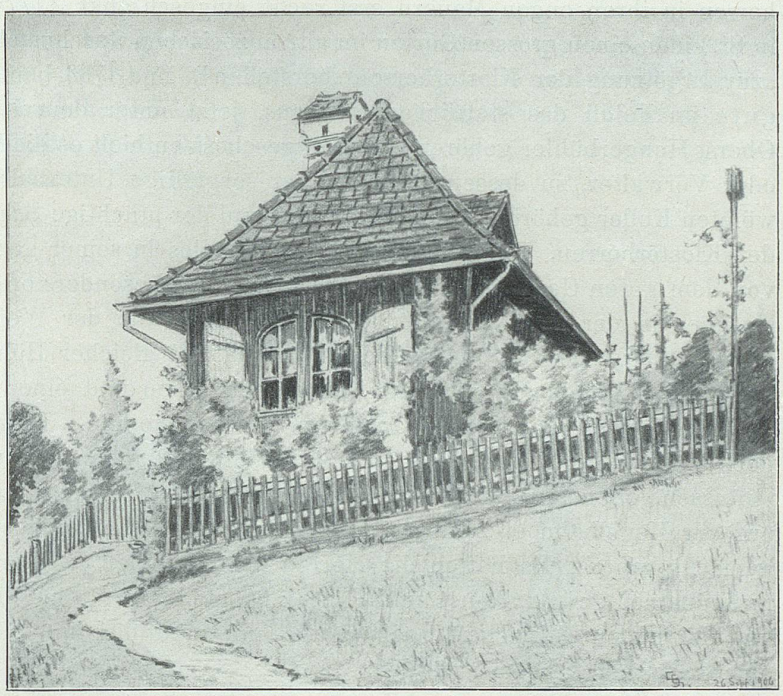
Das war aber den Stadtleuten noch nicht genug. Fast jede Bürgerfamilie besass draussen vor der Stadt, bald näher, bald ferner, bald an den Strassen und Wegen, die dem Bodensee zuführen, bald an den Abhängen der Höhenzüge, ein ländliches Asyl. Einen „Acker" nannten sie es. Dahin begab sich die Familie an hellen Sommertagen, an Feiertagen in der Woche und vor allem am Sonntag. Schon im amtlichen Häuserverzeichnis vom Jahre 1468 finden wir, dass Jakob Zili ausser einem Hus am Mart und einem andern mit Garten an der Spisergass, auch noch Sommerhus und Garten, in der Spiservorstadt besitzt. Von Lüpfrid Mötteli sind Hus und Garten an der Spisergass, Sommerhus und Garten in Spiservorstadt und Hus und Acker zu St. Jakob, von Hans von Vonbül neben zwei Stadthäusern auch Hus und Acker an der Bernegg aufgeführt. Die Liegenschaftsbezeichnungen um die Stadt herum zeigen deutlich ihre Zugehörigkeit zu den Stadthäusern. Der Sternen hatte seinen Sternenacker, das Haus zum Tempel legte sich seinen Tempelacker, der Strauss seinen Straussenacker bei. In einem alten Tagebuch heisst es geradezu: „im Acker der Treue". Höggers- und Girtannersberg, alle diese Namen gehören hieher. Dass Vadian drüben am Tannenberg sein Landgut Weihnachthalden besass und von dort her die Berge leuchten sah im Abendgold, bedenken wir, so oft wir dort hinüber schauen. Und wie wundervoll ist die Schilderung, die Kessler in der Sabbata macht von der gemeinsamen Beobachtung des grossen Kometen vom „Hochrütiner Bürglin" aus, der jetzigen Falkenburg. Diese wurde später von der Stadt erworben und dem jeweiligen Bürgermeister zur Ergötzung überlassen. In den fruchtbaren Geländen gegen den Bodensee hatten die begüterten Geschlechter grössere Landsitze. Den Zollikofern gehörte Pfauenmoos, die Gsell sassen auf Hanberg usw.

Kessler berichtet im Jahre 1526 von grossem Fleisch- und Milchmangel. Als Ursache wird angegeben, „dass die richen Burger die Güter um die Stadt an sich gebracht haben, darauf vordem die Buren, so sich der Milch ernärtend, gesessen sind." Im Jahre 1620 erschienen vor Abt Bernhart Ammann und Ausschüsse der Gemeinde Tablat und brachten vor, „wasmaßen nun bei vilen jaren hero von allerhandt uns und unserem gottshaus nit zugetonden, frembden personen den gottshausleuten umb vil tausent gulden schöne und wolgelegene güeter nach und nach aus den händen gezogen; so teils zů grossen höfen geschlagen, mit stattlichen gebüwen übersetzt, teils mit überhöchster und überylter bezahlung also erhandelt und erpraktiziert worden", so dass zu besorgen, es seien die Gottshausleute nicht mehr im Stande, auch den übrigen Grund bei den teuren Preisen zu halten.[1]) Der Abt verbietet deshalb für die Gemeinde Tablat, wie für die Gemeinden Gossau, Oberberg, Harswil und Andwil, den Verkauf von Grund und Boden an „Fremde", zu denen für ihn selbstverständlich auch die St. Gallerbürger gehörten.

Die für unsere Städter so überaus wohltätige Sitte hatte also auch ihre Schattenseiten.

[1]) Dr. Gmür, Rechtsquellen des Kantons St. Gallen I, Seite 241 und 377.

Wer kein eigentliches Gütchen erschwingen konnte, der begnügte sich mit dem kleinsten Fleckchen Erde, auf dem ein Gärtchen angelegt werden konnte, und errichtete sich darauf eine Laube, mit Gaissblatt, Epheu oder Feuerbohnen bewachsen, oder gar ein winziges „Lusthäuschen“. Ein reizendes Muster und Beispiel ist erhalten an der St. Georgenstrasse ob der Köppel'schen Mühle. Vor dem Multertor, im „Frongarten“, lagen diese kleinen Privatgärtchen in Menge. Sogar das so sehr bescheidene Pfarrhaus St. Laurenzen (jetzt Turmgasse Nr. 8) hatte dort seinen Garten. Oder man mietete sich irgendwo draussen im Bauernhause einen Oberstock oder ein Stübchen und schuf sich so ein sonniges, luftiges Sonntagsheim. Wie war das herrlich, wenn die ganze Familie nach dem Morgengottesdienst auszog, die Kinder voran, die treue Hausmagd mit dem gefüllten Speisekorb, Vater und Mutter Arm in Arm dem Sonntagsgütchen zu. — Wie liess sich's da so gemütlich ruhen auf langer Bank unter dem weitschirmenden Apfelbaum oder der dichten Rosskastanie, und wie herrlich entwickelte sich da Spiel und Fröhlichkeit unter der Jugend.



Altes Gartenhäuschen auf dem Buch.

Viele alte Tagebücher und Selbstbiographien erzählen von den poetischen Abendstunden und Sonnenuntergängen, von den wunderschönen Ausblicken auf die „romantische“ Gegend des Bodensees und von den Gewitterstürmen, die grollend über den Tannenberg zogen und die Städter länger ins Gütchen bannten, als ihnen lieb war, von zwanglosen Zusammenkünften grösserer Kreise mit ernstem Gespräch und fröhlichem Spiel in harmlos freiem Verkehr. Dabei sahen unsere Vorväter mehr von der Natur als wir, die wir so reglementarisch drei bis vier Wochen jährlich im engen Hotelzimmer verbringen, auf Kurvereinswegen spazieren oder zuweilen eine Parforcetour in die Alpen- und Gletscherwelt machen. Sie waren mit der Natur durch enge Bande verknüpft, lebten in ihr und mit ihr, sahen sie keimen, sprossen und Frucht tragen, liessen ihre kleinen, intimen Reize auf sich wirken und zogen daraus einen guten Teil ihrer schlichten unerschütterlichen Kraft.

Was sie sich zu diesem Zwecke bauten, ist ihm heute ziemlich vollständig entfremdet. Was nicht ganz untergieng, ist längst umgebaut zu konstantem Wohnzweck.

Vieles war ja auch nur leicht und flüchtig, nicht für lange Dauer hergestellt; oft war es einfach das alte Bauernhaus, etwa mit einer grössern Oberstube. Aber Manches erinnert doch noch an frühere Lebensgewohnheiten. Da sind die beiden sich grüssenden Verwandten, die Falkenburg, von den Vätern das rote Haus, früher „Hochrütiners Bürglin“ genannt, auf der Höhe der Bernegg und das „Schlössli“ gegenüber auf der Höhe des Rosenbergs, verschiedene Häuser auf dem Buch, wohl auch der Sternenacker, der Grüngarten an der Singenbergstrasse, das hübsche Häuschen „im Garten“ an der Kornhausstrasse usw.

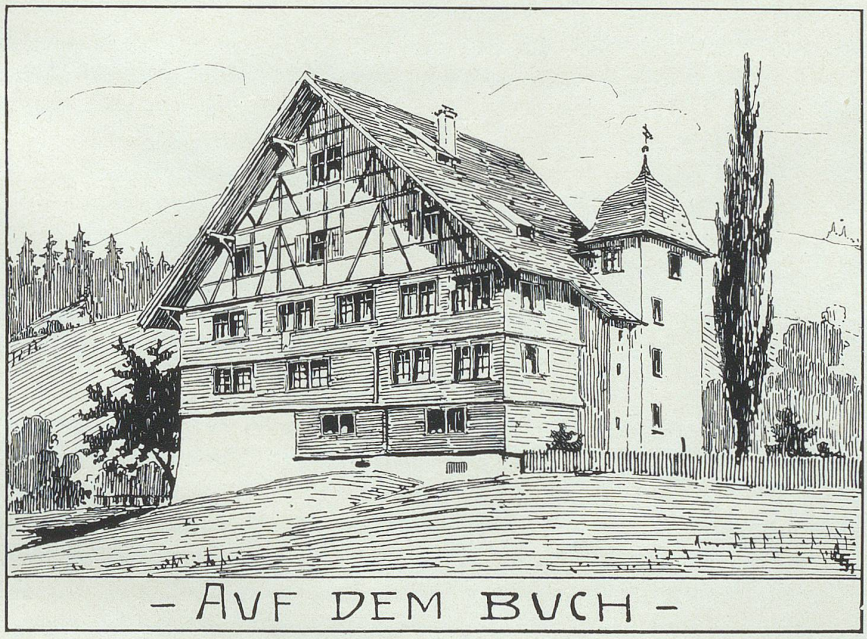
An dieser Sitte beteiligte sich auch das Kloster St. Gallen; waren doch die Stiftsherren in ihren engen Mauern erst recht eingeschränkt. 1778 liess deshalb Abt Beda in St. Fiden einen grossen Garten im altfranzösischen Geschmack mit bedeutenden Kosten „zur Ergötzung der Klosterherren“ herstellen[1]), und 1783 baute er auf dem Altvatergute im Feldli das stattliche Landhaus, jetzt unter dem Namen „Rosenfeld“ Herrn Oberst Hungerbühler gehörend. Im Erdgeschoss enthielt es die Wohnung für den Pächter oder Verwalter, zu dessen Pflichten der sorgfältige Unterhalt der Weinvorräte im gewölbten Keller gehörte. Der erste Stock und der prächtige Saal in der Mansarde dienten den Klosterherren. Der alte Schmuck des Saales in seiner gemalten Tapete zeugt noch von dem guten Geschmack seiner Erbauer. Eine besonders originelle Einrichtung trafen sie aber in der noch bestehenden grossen Scheune der Weiherweid bei St. Georgen, gebaut 1755. Dort ist am südlichen Giebel, auf gleicher Höhe mit dem Heustock ein langer Saal eingebaut, mit einer Türe nach innen und einer solchen nach aussen, an die eine bewegliche Treppe angelehnt werden konnte. Dieser Raum hat eine Gipsdecke und schöne alte Tapeten mit Feldereinteilungen, die unten Vasen mit Nelkensträussen, oben aber sehr gute Kupferstiche mit Szenen in und vor dem Wirtshause, auf der Kegelbahn etc. enthalten. Das Ganze muss einen festlichen, lustigen Eindruck gemacht haben. Da hatten die Herren Konventualen eine prächtige Gelegenheit, sich in bequemer Art an Heuet und Ernte zu beteiligen. Über die äussere Treppe konnte von der nahen Wirtschaft Speis und Trank zugeführt und auf dem frischen Heustock ein Schläfchen gemacht werden.

Wenn irgend etwas aus der „guten alten Zeit“ wert ist, wieder aufgenommen zu werden, so ist es diese Art der Verbindung von städtischer Wohnung und ländlichem Aufenthalt. Vielleicht tragen die modernen, raschen Verkehrsmittel, Lokalbahnen, Tram und Automobil zur Erneuerung der alten, gesunden und glücklichen Lebensweise bei.

* * *

Es war uns auf diesen Blättern nicht möglich, eine eigentliche Baugeschichte von St. Gallen — Stadt und Land — zu geben.[2]) Wir konnten nur ein paar kleine Bilder entwerfen, die durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit nach irgend einer Seite hin machen wollen. Dazu fehlt noch viel zu viel. Öffentliche Bauten, wie Rathaus, Zunfthäuser, Befestigungswerke, Türme, Tore, alle gemeinem Werk dienenden Anlagen, wie Wag-

[1]) S. Näf: Chronik etc., S. 102.

[2]) Eine hübsche, kurz zusammengefasste Arbeit in diesem Sinne von Herrn Architekt A. Hardegger enthält die Festschrift der Sektion St. Gallen des Ingenieur- und Architekten-Vereins, anlässlich der Hauptversammlung 1889: Altes und Neues aus St. Gallen.

und Tuchhaus, Bleicherei und Färbereibauten, Herrenhäuser zu Stadt und Land, die nicht mehr zu den Burgen gehören und doch über das Bürgerhaus hinausragen, alles blieb unberücksichtigt. Zur Lösung einer solchen Aufgabe ist noch unendlich viel Vorarbeit zu tun. Es sind die bestehenden Bauten auf ihr Alter und ihre ursprüngliche Form noch weiter zu durchforschen. Es müssten Archive und Protokolle auf Baubeschlüsse, Baurechnungen und Bauverordnungen durchsucht, alte Hausbriefe, die sich vielfach noch in den Händen der Hausbesitzer befinden, gesammelt und studiert werden. Es ist noch nicht einmal ein einziger Name der tüchtigen Meister bekannt, welche unsere wundervollen Erker gemeisselt und geschnitzt haben. St. Gallen hat noch keinen Bürger gefunden, der, wie z. B. E. von Rodt in Bern, neben seiner Fachbildung als Architekt den nötigen historischen Forschergeist und die dritte, wesentliche Bedingung, die reichliche Musse zu solcher Arbeit besitzt. Vielleicht regen diese Zeilen da und dort jüngere Kräfte an zum Sammeln von Bausteinen für das grosse Werk der Zukunft: für eine Geschichte der baulichen Entwicklung unserer Stadt oder gar für eine spezielle Geschichte der gesamten Kultur St. Gallens.